Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

49 (9.12.1934)

Visual Library

Der Führer
AM SONNTAG

Folge 49 / Jahrgang 1934 — Sonntag, 9. Dezember 1934

Ueber das Schenken

Von Wilhelm von Scholz

Wahrscheinlich ist unser heutiges Schenken ein den verstandesmäßigen, zeitentsprechenden Anschauungen angeglichenes altes Mysterium der Verbindung zweier Menschen durch Geben und Nehmen. Ein Symbol, nicht notwendig weit ab von der Blutsbrüderschaft der wilden Völker.

*

Man schenkte in alten Zeiten etwas vom Eigenen, vom eigenen Besitz, das mit Wesen des Gebers durchtränkt war und dies Wesen dem Empfangenden eignen sollte. Man schenkte nicht wie wir neugekaufte Dinge, so daß Schenken heute oft nur noch heißt: den Gegenstand für den anderen bezahlen.

Aber selbst wir ehren noch das Symbol des Schenkens, indem wir die Gabe berühren, in die Hand nehmen und dadurch sinnbildlich erst zu unserem Besitz machen, ehe wir sie dem zu Beschenkenden reichen.

*

Das Wort „Geben ist seliger denn Nehmen" ist schon spät gesagt, als der Ursinn vergessen war. Auf der frühesten Stufe muß beides gleichermaßen selig gewesen sein — das Geben und Nehmen schuf ja Gleichheit zwischen Schenkendem und Empfangendem. Auch wurde Gabe mit Gegengabe, Wesen um Wesen getauscht.

*

Der tiefsinnige Spötter Chamfort sah in seiner Zeit den einst geheiligten Vorgang alles Geheimnisses entkleidet, belachte ihn, wenn er an die Menschen dachte, die er als Schenkende kannte: „Geben ist seliger denn Nehmen! Das muß wahr sein. Die Erinnerung ist, wie man sagt, die Probe auf einen Genuß. Nun, ich habe beobachtet, daß sich der Geber sehr viel länger und genauer an das Schenken erinnert als der andere."

*

Ich kenne Leute — zu denen selbst zu gehören ich glauben möchte — die einen Gegenstand dann verschenken, wenn er bei einem anderen Menschen seine Bestimmung mehr erfüllt als beim alten Besitzer. So schenkt Conrad Ferdinand Meyer in einem schönen Gedicht die Schlittschuhe — trotz aller zarten Erinnerungen, die für ihn an dem stählernen Paar hängen — dem Neffen, dessen Herzenswunsch sie sind, unter dessen Füßen sie wieder in Jugend über das Eis fliegen werden.

Dies ist ein Schenken, bei dem das Wesen des verschenkten Dinges wichtiger ist als die Beziehung zwischen Gebendem und Nehmendem. „Er kann es besser brauchen als ich!" So schenkt der Räuber Moor sein Leben in der Gestalt des Preises, der auf Moors Kopf gesetzt ist, dem armen Manne, dem Leben noch etwas bedeutet, der es besser brauchen kann als der innerlich vernichtete tragische Held.

*

Es gibt Unglück bringende, tückische Geschenke, Danaergeschenke. Sie sind das Symbol des Häßlichsten in der Menschenseele, der Bosheit und Falschheit, die heuchlerisch den Vorgang der Liebesbezeugung durch eine Gabe entweiht; die unter Blumen die Viper verbirgt.

Auch dies verräterische Geben reicht in alte Zeiten zurück. Selbst das Wort „Gift" heißt, wie in „Mitgift", nur: das Gegebene; und noch ist im Sprachgebrauch da und dort die Wendung „jemandem vergeben" für „ihn vergiften" erhalten.

*

Ich wende davon den Blick zum Geschenk der Liebe, bei dem der Geber, wenn es ein echtes Geschenk der Liebe ist, sich selbst und sogar seine Verbindung zu dem Beschenkten unterordnet; bei dem er nichts will, als mit der Gabe in dem geliebten Menschen Freude erwecken. Solches Schenken beruht auf liebender Wesenserkenntnis des anderen, auf dem Wissen, wo dem anderen Freude entspringt.

*

Seit wir wieder eine Volksgemeinschaft geworden sind und das Gefühl der völkischen Verbundenheit durch alle Deutschen geht, ist das namenlose Geschenk, bei dem sich Geber und Empfänger nicht kennen, die Beisteuer zur Winterhilfe, gleichviel ob in Geld oder Gegenständen, auch ein Geschenk der Liebe, bei dem der Schenkende nur an die Freude des anderen denkt. Aber es ist auch ein Geschenk der mit dem Herzen zu erfüllenden vaterländischen Pflicht.

*

Und das Schönste, das je über das Schenken gesagt ward und zugleich das schönste Schenken nennt? Iphigenie spricht es aus:

„Wie man den König an dem Uebermaß
der Gaben kennt, denn ihm muß wenig scheinen,
was Tausenden schon Reichtum ist, so kennt
man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
und weise zubereiteten Geschenken —"

Dies ist der Sinn des hohen Wortes: ein Göttergeschenk! Wir begrüßen es in unserer Torheit gewiß oft genug mit unzufriedener Miene. Und es ist doch das Herrlichste, was einem Menschen beschieden sein kann: das gesparte, lang und weise zubereitete Geschenk!

Winterabend

Holzschnitt von Bodo Zimmermann

Kleiner Nachtgesang

Von Ruth Schaumann

Und da der Tag verglommen,
Der erste Stern geschah.
Aus Lieb' sind wir gekommen,
Zu lieben sind wir da.

Mond lässt in Wolkenherden
Die Welt vorüber drehn.
Zu Lieb' sind wir auf Erden,
Aus Liebe zu vergehn.

Nacht löscht mit leisem Munde
Das Licht der Stunden aus.
Lieb' hebt uns aus dem Grunde
Und führt zur Lieb' nach Haus.

Emil Gött als geistiger Vorläufer unserer Zeit

Wir veröffentlichen nachfolgend einen Vortrag von Karl Willy Straub-Freiburg, der zur Woche des Deutschen Buches in Freiburg gehalten wurde, und der den Dichter Gött darstellt in seiner Beziehung zur Gegenwart.

Es ist kein Zufall, daß die 90er Jahre ein paar Männer aufzuweisen haben, die man als geistige Vorläufer unserer Zeit, als Prototypen einer Sehnsucht bezeichnen kann, die heute in Erfüllung gegangen ist. Denn der Taumel der Gründerzeit ließ unbestechliche Naturen voraussehen, wo ein Volk landen muß, wenn ihm echte Führer nicht die Wegrichtung geben und es nicht vom Sturze in den Abgrund zurückreißen. Zu diesen prophetischen Naturen gehörten ein Julius Langbehn, ein Friedrich Nietzsche, ein Emil Gött.

Es schmälert nicht die Bedeutung der nationalsozialistischen Bewegung, wenn wir der Männer gedenken, in denen sich lange vor dem großen Krieg das deutsche Gewissen aufbäumte gegen das Oberflächentum eines im Materialismus langsam versinkenden Bürgertums. Um so weniger schmälert die Feststellung, daß es schon in den 90er Jahren Männer mit offenem Blick gegeben hat, die Verdienste der nationalsozialistischen Bewegung, als es eben von der theoretischen Behandlung des Problems der nationalen und sozialen Erneuerung bis zur Tat nur ein Schritt war, den nur ein Willensmensch vom Ausmaß eines Adolf Hitler tun konnte. Andererseits mußte das Wissen um das Verhandensein von Männern, die den besten Teil deutschen Wesens repräsentierten, unserem Führer den Mut und die Gewißheit eingeben, daß ein Vorstoß in der Richtung, diesem Wesen wieder Allgemeingültigkeit zu verschaffen, von Erfolg begleitet sein würde, und daß das unter der Asche glimmende Feuer nur angefacht zu werden brauchte, um in einer Lohe aufzuflammen, wie sie in unseren Tagen gen Himmel schlägt.

Wenn wir das Gesamtwerk Emil Götts überblicken, so will es uns fast dünken, als wenn seine Bedeutung mehr in der aufrüttelnden, beispielgebenden Lebenshaltung des Menschen Gött läge, als in seinem dichterischen Werk. Zweifellos rumort in diesem Menschen Gött jenes Attribut einer echten Führernatur, das zunächst in dem fanatischen Bedürfnis besteht, dem Volke das persönlich vorzuleben, was er von ihm zu verlangen gewillt ist. Auch in Nietzsche, dem überlebensgroßen Vorbild, vollzieht sich etwas ähnliches, wenn auch auf höherer Ebene. Auch in ihm wird ein Teil der schöpferischen Kraft vom Drange aufgesogen, der Menschheit ein Beispiel zu geben. Darüber hinaus sind freilich die Gedanken des Einsiedlers von Sils Maria Manifeste von zwingender Gewalt. Ein Weltverbesserer von revolutionärem Charakter, kämpft er gegen eine verkrustete Scholastik, gegen eine dem Nihilismus verfallene Demokratie und für eine neue Rangordnung aller Werte. Eine blutleere Schulwissenschaft verachtend, fordert er die „Partei des Lebens". Für ihn ist der Kampf in jeder Form Parole. Verzicht auf Kampf ist Knechtseligkeit. Vornehmheit des Geistes und Stolz des Charakters sind für ihn Leitsprüche des Lebens. Kein Wunder, daß diese Forderungen einen Menschen befruchten mußten, der, wie Emil Gött, die Vorbedingungen zur Aufnahme solcher Aussaat mitbrachte: einen unerbittlichen, sich selbst nicht schonenden Willen zum Kampf einerseits und andererseits den fanatischen Glauben an eine Hinaufentwicklung des Menschen überhaupt.

Wir sagten schon, daß der Boden, der das Dreigestirn Langbehn — Nietzsche — Gött hervorbrachte, im Deutschland der 90er Jahre denkbar günstig war. Auf die Spitze getriebene Strömungen schlagen gern in ihr Gegenteil um, bringen als Vorläufer der neuen Strömung Einzelgänger hervor, die als lebende Proteste einer sterbenden Epoche eben noch geduldet und als Propheten einer neuen Zeit noch nicht ernst genommen werden. Und unser Deutschland um die Jahrhundertwende war solch ein günstiger Boden, auf dem sich die weltanschaulichen Gegensätze hart berührten. Daß auf der einen Seite die kompakte Majorität stand, die mit den bestehenden Zuständen zufrieden war, auf der anderen Seite eine kleine Schar von Außenseitern dem rollenden Rad in die Speichen zu greifen sich vermaß, tut nichts zur Sache. Die Gegensätze waren da: gegen ein Zeitalter der überspitzten Technik, des ungehemmten Individualismus, des internationalen Kapitalismus, des falsch verstandenen Sozialismus stand Emil Gött in der komischen Figur des „reinen Tors".

1864 in Jechtingen am Kaiserstuhl geboren, scheint der Dichter etwas von dem vulkanischen Charakter des Bodens in sein Blut aufgenommen zu haben. Mütterlicherseits von ländlicher Herkunft, erneuert sich in dem Enkel die wackere Veranlagung des großväterlichen Küfermeisters, dessen großherzige Menschenliebe sich in den schwierigen 1840er Revolutionsjahren bewährt; eine Eigenschaft, die in der Mutter wieder lebendig ist. Von ihr hat unser Emil Gött das in Liebe und Begeisterung, aber auch in Unmut und Empörung jäh aufwallende Temperament. Sie ist es auch, die dem aufs rein Praktische gerichteten Vater, der als Kanzlist am Freiburger Grundbuchamt die Militäranwärterlaufbahn abschließt, die Erlaubnis abschmeichelt, ihren Sohn Emil aufs Gymnasium schicken zu dürfen. Aber hier stößt Gött zum erstenmal in seinem Leben mit dem badischen Schulmeisterstaat zusammen: Er fällt durch das Abitur. Zwar besteht er die Reifeprüfung dann in Lahr, aber er weiß längst, daß sie eine Formalität bedeutet und daß die wirkliche Reifeprüfung das Leben selbst ist.

Selten dürfte der Lebenslauf eines Menschen die nationalsozialistische Lehre vom Bluterbe, von der Erbmasse so klar und evident erhärten, wie der Emil Götts. Aus der ländlichen Mutter bäuerlichem Blut fließt ihm der heilige Respekt vor den ewigen Gesetzen der Landschaft zu, während ihn das in einem Büroberufe geknebelte väterliche Blut immerfort zum Widerstande und zum Lecken wider den Stachel reizt. „Darum verstehen wir — sagt Max Dufner-Greif in einem diesen Widerstreit trefflich formulierten Satze — heute Götts Lebenskampf als die Revolte der landschaftlichen Ureigenart gegen die von Landesfürsten und Schulmeistern künstlich gezüchtete Scheinwelt eines wesenlos behäbigen Staatsbürgerdaseins." Der um die Jahrhundertwende immer deutlicher werdende Riß zwischen Natur und Kultur, der die Zeitgenossen unruhige, ehrfurchtlose, zwiespältige Lebewesen werden läßt, geht mitten durch diesen Emil Gött hindurch und macht ihn zu einem der erschütterndsten Kampfplätze menschlicher Nöte, dem gleichwohl die große Menge verständnislos gegenübersteht. Denn wozu kämpfen? Es geht ja alles seinen Weg. Die Weltgeschichte wickelt sich ab auch gegen unseren Willen; wir werden sie nicht aufhalten. So denkt der satte, dem mechanischen Getriebe verfallene Bürger um 1900 und gibt sich zufrieden. Nicht so Emil Gött! Nach kurzen Semestern, die er in Freiburg und Berlin, in allen möglichen Disziplinen herumhospitierend, hinter sich bringt, weiß er, daß das Leben die einzige Wissenschaft ist, in der er promovieren kann. Seherisch veranlagt, fühlt er dumpf die drohende Gefahr der in den Großstädten wie schleichendes Gift sich ballenden kommunistischen Idee. „In meinem Geiste — so heißt es in den „Tagebüchern", jener unerschöpflichen Fundgrube für das Verständnis des Menschen Gött — schossen wie Giftpilze Gesichte einer wüsten Zukunft auf.

Herrgott, wenn diese Menschenrudel noch so weiter anschwellen und etwas mehr Licht und Feuer fangen, gerade so viel, um ihr ganzes Elend zu sehen, die Aussichtslosigkeit ihres Lebens zu erkennen und es darum verachten zu lassen!" — Aus dieser Gefahr gibt es nur eine Rettung: Zurück zur Scholle! Und da er gewöhnt ist, Beispiele zu geben, erwirbt er für die Tantiemen, die ihm aus seinem in Berlin uraufgeführten Lustspiel „Der Schwarzkünstler" zufließen, ein 15 Morgen großes Stück Land unterhalb der Burg Zähringen, seine 14 Jahre lang Leid und Freud über ihn bringende „Leihhalde" (heute Birkenhof) und wird — Bauer. In seinen Selbstgesprächen schildert er das Erlebnis mit den Worten: „Der Bauer verwächst mit seiner Scholle . . . Wer aber einmal festgewurzelt ist — fest wurzelt aber nur der Bauer, weil er den Boden überspinnt — verwächst nicht nur mit dem Standort, sondern seine Seele nimmt auch Eigenschaften an, die wir sonst nur den Pflanzen zuerkennen: er lernt Geduld haben, am Platze verharren, jeder Not trotzen, ja die Wurzeln nur um so tiefer treiben, je bedrohter sein Standort ist." Sein Wissen um die Geheimnisse der Scholle entlockt ihm 1897 die Warnung: „Die Verjudung des Volkes und der Volksseele schreitet immer mehr vorwärts", und einmal finden wir im Zusammenhang mit seiner Bewunderung des japanischen Ahnenkults das unserer Zeit selbstverständliche Geständnis: „Nur die Rasse macht es."

Aus dem Wissen um die Bedeutung des Zusammenhangs zwischen Mensch und Scholle erwachsen dem Menschen Gött Erkenntnisse, die seinem dichterischen Werke zugute kommen. Der Handwerker ergänzt den Kopfwerker, der Arbeiter der Faust den Arbeiter der Stirn! Und wenn die eigene Scholle infolge verfehlter Spekulationen, mißlungener Erfindungen, Enttäuschungen ihn auch in Augenblicken der tiefsten innersten Not um den Verstand bringen will, so lehrt sie ihn doch, daß zum Wesen des Lebens der Kampf, der Zwiespalt, das Leid und seine Ueberwindung gehört: „Hier hänge ich, durch Kraftlosigkeit aufgelöst, durch Druck zerquetscht, aber klar wie nie das Sehen, stark wie nie das Gefühl: so ist's recht! Das ist das Leben. So erfährst Du es, Gesegneter, vom tiefsten Grund zum tiefsten Grund." Dieser Emil Gött will leiden. Er weiß: leidet er nicht, kann er das Leid auch nicht überwinden! Hier haben wir das, was in unseren Tagen „die heroische Lebensbejahung" genannt wird. Vor einem Menschenalter lebt uns mitten in einem fatalistischen Zeitalter ein Dichter den „heroischen Lebenskampf" vor! Es kann gar nicht genug Leid geben für ihn, denn er kennt sich und kennt durch sich den Deutschen überhaupt. „Laß ihm den Durst, o Gott, und stille ihn nicht zu sehr!" sagt er irgendwo. Er weiß: nur der ewige Durst läßt ihn nicht einschlafen, läßt ihn auf der Hut sein, stählt ihn zum Kampfe! Auch die Liebe zum Weibe wird bei ihm zum Kampf mit sich selbst. Viele fanden den Weg in die Einsamkeit der Leihhalde. Keine durfte ihm genügen. Genügte ihm wirklich eine, dann hielt er sich nicht für gut genug. Allen Ernstes denkt er bei seiner geringen Einschätzung des Mannes an die Möglichkeit der Gattenwahl durch die Frau. Wenn er aber für das Muttertum eintritt, trifft er sich wieder mit den Bestrebungen unserer Zeit. „Es ist an keine Erhebung der gegenwärtigen Menschheit auf eine höhere Kulturstufe zu denken — schreibt er — ohne daß das Muttertum heilig gesprochen und ein Recht zu ihm geschaffen wird, als dessen Hüter der Staat sich ebenso ritterlich aufwirft, als er es bis heute zugunsten der liederlichen, treulosen Mannskerle nicht tut."

In der tiefsten Not und Verzweiflung, die bei Gött stets ein „Sich-selbst-nicht-Genügen" ist, wird er mit den Werken Friedrich Nietzsches bekannt, und mit einem merklichen Ruck schnellt die Lebenskurve nach oben. Das Glück, sich im Werke eines anderen bestätigt zu finden, ist immer groß. Bei Gött ist es unermeßlich. Angesichts der Lebensbejahung Nietzsches schämt er sich seiner „Fahnenflucht" und springt wieder hinein ins Leben „stark, mutig und kampfesfroh, wie das Leben uns will, wo der Strudel am stärksten reißt." Aber — und das ist bezeichnend für Götts Selbstbewußtsein — er folgt ihm nicht bedingungslos. Wenn Nietzsche erziehen wollte: „Was, Vaterland — Kinderland!" dann vergaß er, sagt Gött, daß, damit Kinderland werde, Vaterland sein oder gewesen sein muß. Allen Ernstes meint Gött: „Nietzsche braucht seinen Vollender, die Köpfe allein tuns nicht, lebendiges Leben gehört dazu, und wer von den Herren lebte wohl so stark wie ich?" Daß er in schöpfungstrunkenen Augenblicken sich selbst als diesen Vollender sah, das wird an anderer Stelle noch deutlicher: „Ich sah und spürte die Aufgabe näher, den Vorläufer zu vollenden, soweit meine Kräfte dazu ausreichen. Er (Nietzsche) hatte das hypertrophe Hirn allein, ich habe noch den Herzensverstand dazu, seine, unsere Lehre dem Menschen anzumessen."

Wenn in jüngster Zeit krampfhafte Versuche gemacht werden, in unserer Geschichte den „ersten Nationalsozialisten" zu entdecken, so kann man sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Der erste und reinste Nationalsozialist wird für uns immer Adolf Hitler bleiben, denn, wie schon erwähnt: im Anfang war die Tat! Aber wir sagten auch, daß es der Bedeutung unseres Führers nichts verschlägt, wenn wir Emil Gött gerne das Verdienst einräumen, im kleinen Kreise sowohl national als sozial gewesen zu sein. Zum nationalen Bekenntnis treibt ihn die Lektüre von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen". In ihm sieht er den ersten Deutschen und das gewaltigste Vorbild als Erzieher. „Ich finde ihn — schreibt er begeistert — ehrwürdig in der gesunden Robustheit seines Wesens und setze ihm eine Säule unter den kühnsten und größten Revolutionären, Emporwirkern der Menschheit, die irgendwo zu verehren sind. Er hatte den Mut und die Kraft, in einem Volke voll falscher und fauler Ideale eine Realität aufzurichten und angesichts einer feindlichen Welt durchzusetzen .... Es strömt eine unerhörte Belebung von diesem Buche in mich ein, die geahnte Aufgabe unerwartet befeuernd.

Es erscheint mir als die schönste Notwendigkeit, das deutsche Lied zu singen, dem Deutschen seine Heroika zu geben." Und auf einer Reise in Oesterreich begriffen, ruft er aus: „Uns hob ein kräftiges, freudiges Gefühl die Brust, daß wir Deutsche seien." Aus einer Zeit, da Nietzsche mit Richard Wagner nicht mehr einig ging, trifft unseren Emil Gött Nietzsches hartes Wort: „Was ich Wagnern nie vergeben kann? Daß er zu den Deutschen kondeszendierte — daß er reichsdeutsch wurde." — Da flammt Götts nationales Empfinden auf: „Muß das durchaus Kondeszendenz sein, wenn ein Mann zu seinem Stamm hält, bei allem Schmachvollen an dessen Zukunft glaubt und seine eigene Kraft in zorniger Liebe einsetzt, um ihn auf die Höhe heraufzuarbeiten, auf der er ihn vermißt?" Aber wie er sein Volk liebt, weil er es kennt, geht aus den bitteren Worten hervor: „Ich will nicht sagen, das und das Volk gehört totgeschlagen; ich weiß aber eines, das lebendig geschlagen werden muß — das deutsche." Instinktiv fühlt Gött den Beginn einer Götterdämmerung, wenn er er schreibt: „Es regt sich doch aller Ecken und Enden und Neuheit und Jugend prickelt in allen Zehen und Fingern; nun ein großes, nationales oder humanes Kraftzentrum, und es kann wieder einmal eine Lust werden, zu leben."

Daß Emil Gött sozial gedacht hat, dafür gibt es neben den ans Groteske streifenden Beispielen (er nimmt jeden Handwerksburschen in sein Haus auf; verschließt nie die Tür; setzt, ehe er sich zu einem Ausgang rüstet, einen Gugelhopf auf den Tisch und freut sich königlich, wenn er nach seiner Rückkehr verschwunden ist) eine ganze Reihe ernster Bemühungen, um die Verbesserung der Lebenshaltung unterer Schichten. Mit der Entdeckung der Spinnbarkeit des Ginsters glaubt er der Heimarbeit auf dem Schwarzwald helfen zu können. Er errichtet eine kleine Ziegelei, nimmt Arbeiter an, und wenn er ihnen den Wochenlohn ausgezahlt hat, bleibt nicht das Notwendigste für ihn selbst. Wie hätte dieser Mann mit Erfolg wirtschaften sollen, der sich bei jedem Unternehmen vor Gewissenhaftigkeit nicht den kleinsten erlaubten Nutzen sicherte! Die nationalsozialistische Forderung „Gemeinnutz vor Eigennutz" — Emil Gött hat sie vor einem Menschenalter uns vorgelebt!

Doch — um auf das dichterische Werk zu kommen dieses, wie Gustav Manz einmal gesagt hat — „genialen Sonderlings, dieses Akademikers mit der Mistgabel, dieses Dichters hinter Pflug und Schraubstock, dieses Cäsars in Gedanken und Kunktators in Taten"! Es tritt, wie ich eingangs schon erwähnte, trotz der Bühnenwirksamkeit des dramatischen Teils, hinter der in den Tagebüchern niedergelegten bekennerischen Arbeit zurück. Man trifft vielleicht das Richtige, wenn man sagt, der Dichter habe im dramatischen Teil seines Gesamtwerkes seinen Gedanken noch einmal die höhere und wertvollere Form geben wollen. Oder es ist so, wie Philipp Witkop sich die Aufgabe denkt, die Gött sich gestellt hat: in der Gestaltung seines persönlichen Lebens ein Vorbild neuer reiner Menschlichkeit, in der Gestaltung seines Werkes ein überpersönliches Sinnbild zu geben! Es ist wiederum kein Zufall, daß einer der tragischsten Dichter um die Jahrhundertwende mit einer einzigen Ausnahme („Edelwild") nur Lustspiele geschrieben hat. Aber eben jene Art von Lustspielen, die allein diesen seltenen Titel verdient! Denn im wirklichen Lustspiel triumphiert „die große Unschuld der Welt", wird das Leid des einzelnen in der Harmonie des All erlöst. Nur jener Humor, der vom Tragischen herkommt, ist der Befreier aus der Haft des Einzelleids, nur er hebt uns über die Endlichkeit des Menschlichen in die Atmosphäre der Unendlichkeit. Der Schlüssel aber zu dieser den meisten Dramatikern verschlossenen Tür des echten Lustspiels ist die Güte. Güte kann man nicht lernen. Man hat sie oder man hat sie nicht. „Güte — schreibt Gött — ist die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit, des Menschen zunächst, schließlich alles Lebendigen, ganz zuletzt natürlich der Welt selbst." Und an anderer Stelle heißt es: „Wenn man sich zu der großen Einheit der Welt und des Lebens hindurchzufühlen vermag und dadurch zum bewußten Gliede eines lebendigen Kosmos wird, kann den Menschen keine Verzweiflung mehr ankommen." Aus diesen Erkenntnissen heraus schreibt Gött seine Lustspiele „Schwarzkünstler", „Mauserung", das Fragment „Fortunatas" Biß", nachdem kleinere noch im Konventionellen stecken gebliebene Jugendwerke „O Academia" und „Freund Heißsporn" (1890 am Freiburger Stadttheater uraufgeführt) vorausgegangen sind. Mit dem Erziehungsdrama „Edelwild" aber, das 1916 in Leipzig das Rampenlicht erblickt, nachdem das schon 1907 vom Lessingtheater in Berlin angenommene vom Autor in letzter Minute zurückgezogen wird, ist Emil Gött in die Literaturgeschichte eingegangen. Und mit diesem Drama reinigt — wenn das nötig wäre — der Dichter sich von einem Vorwurf, der jene ganze Epoche trifft, in der auch er groß geworden: von dem Vorwurf des übersteigerten Individualismus. Denn er läßt seinen Helden Ali, dieses reinen Exponenten egoistischer Selbstsucht durch ein starkes Erlebnis zu der Erkenntnis reifen, daß der Sinn des Lebens nur im Aufgehen in der Gemeinschaft des Ganzen liegen kann. Damit berührt er in abgewandelter Form das Kleistsche Problem des „Prinzen von Homburg", der ja auch im Sicheinreihen und Unterwerfen unter das Ganze sich selbst überwindet.

Mit einem nicht eben übermäßig reichen, aber bunten Kranz von lyrischen Gedichten, mit einer Sammlung von Sprüchen und Aphorismen, die den Kern treffen, rundet sich das dichterische Werk Emil Götts, das immer überstrahlt bleiben wird von dem sucherischen Geist eines großen Menschen, der unserer alemannischen Landschaft entsprossen ist. Seien wir stolz darauf, daß in unserer Südwestecke einer der wenigen lebte und wirkte, die als Vorläufer einer neuen Zeit angesprochen werden dürfen. Denn von prophetischer Weitsicht zeugen seine hellen Fanfarenstöße: „Ueberall wittre ich Morgenluft, freilich übergenug Moder und Unrat. Eine Phase der Menschheit liegt in der Agonie, und eine junge Zeit steht schon auf der Schwelle — es wird wieder eine Lust, zu leben!"

Altes Brauchtum in Baden und Schwaben

Die großen Wälder sind kahl und kalt geworden, Geri und Freki, Wotans heulende Hunde, durchrasen sie und die Dohlen krächzen ihr heiseres Lied von den Bäumen. Verwaist sinken Baldurs Sonnenpferde in die Schatten der frühen Nacht, Loki, der Böse, bläst eisigen Hauch durch den Tann, und das alte Jahr fährt trauernd zu Grabe. Um diese Zeit, da die späten Enkel weitkommender Geschlechter den Monat November abschließen, beginnen bei den Germanen die drei Wochen der Rüste, der Vorbereitung auf das Winter-Julfest. In Dunkel und Frost wartet alles begierig wieder auf Fro, Freias leuchtenden Bruder, der den Frieden schirmt und die Liebe bewahrt und die Ehe mit Kindern segnet. Im Wappen führt er das flammende neunspeichige Rad, auftun wird sich ihm wieder Erde und Leben, wenn sein göttlicher Atem die Ränder der Wolken berührt. Er ist der Herold des Julfestes, dem man Eber und Pferde und starke Rinder zu heiligen Tieren weiht. Große hölzerne, strohumflochtene Räder zündet man an und jagt sie glühend und funkenumstiebt die Berge hinunter, froh zum Willkomm! Er ist der Schirmherr des Viehs, bei Seuchen entflammt man ihm Notfeuer und treibt das Vieh herzu, daß er es aus der reinigenden Flamme hervorheile. Drei Wochen vor der Wintersonnenwende feiert man sein Fest: auf heiligem Wagen, den ein Eber zieht, wird ihm die Bildsäule errichtet und eine Priesterin führt das Gefährt durch das Land; wo der Wagen hinrollt, sind die Wege blumengeschmückt, Kriegslärm und Waffengetöse schweigen und es gibt frohe Tage: Fro, der Schirmherr der irdischen Freude, hält seinen Einzug!

Durch Sommergluten und Winternächte rollen die besternten Räder der urgewaltigen Zeit. Donars Hammer zerbricht und Wotans Gewalt versinkt mit Walhall in den Schatten der Götterdämmerung. In Bethlehem geht ein neuer Stern auf und durchbricht den Tod der langen Winternacht mit dem silbernen Schein der Liebe. Christliche Feste werden mit heiliger Erinnerung an die Feiern der Ahnen verknüpft: aus dem Fest des Fro wird der Andreastag, zusammenfallend mit dem ursprünglichen Datum des 30. November, Dieser Tag und seine Nacht werden allmählich zum Mittelpunkt altdeutscher Volksbräuche.

Der heilige Andreas war der Bruder des Petrus, aus Bethsaida am See Genezareth stammend; er predigte das Christentum bei den Skythen und wurde in Griechenland an ein schräges Kreuz geschlagen; dieses „burgundische" Kreuz nahmen die Burgunden in ihr Wappen auf und es krönt noch heute die Kuppeln der orthodoxen Kathedralen.

Allmählich verlöschte der Ursprung dieser christlichen Umformung im Gedächtnis der Leute, aber der Tag als solcher blieb und wurde mit allem geheimnisvollen Orakelspuk der Andreas-Nacht gefeiert. Diese Nacht galt im alten Volksglauben als nicht geheuer, von Gespenstern und Hexen belebt. Wer sich dem Teufel verschrieb, hatte in dieser Nacht am Kreuzweg Zusammenkunft mit ihm. Der wilde Jäger ging um und unterwies die Schützen im Freikugelschießen; wer sicher jedes Ziel treffen wollte, mußte in der Andreasnacht eine Fledermaus fangen und sich ihr Herz an den rechten Arm binden — dann fehlte er niemals und die Leute sagten zu ihm: „Der hat ein Herz von einer Fledermaus!" Aber die Jungen und Liebenden, die noch den Teufel selber von Rosen umgürtet sehen, befragen lieber das Blei- oder Wachsorakel. Neugierige Mädchen erfahren den Stand des Zukünftigen durch einen Wurf mit einer zu einem Band geschälten Apfelschale: sie werfen sie rückwärts über den Kopf und aus der so entstandenen Figur sucht man den Namen des Zukünftigen zu entziffern; sehr Mutige rufen in der Geisterstunde vor ihrem Spiegel den heiligen Andreas an und warten voll gruseliger Neugier, ob sie im Glas den Besen eines Kaminfegers oder den Schreinerhobel oder den Säbel des Soldaten sehen. Es sind noch keine fünfzig Jahre her, daß in vielen Orten Badens und der Schwäbischen Alb junge Burschen in der Andreas-Nacht vor den schlafenden Häusern ehrbarer Bürger ihre „Gaude" trieben, einen Prasselregen von Erbsen an die Fenster knallten und solange an den Haustüren polterten, bis sie den Ersten, der dahinter hervorlugte, mit Wasser oder unangenehmeren Dingen begossen; von diesen Klopfgeistern her stammte der Name „Knöpflesnacht". Daß sich die Liebe schon vor vielen Jahrhunderten mit dem Orakel der Andreas-Nacht beschäftigte, geht aus alten Chroniken hervor; die Zimmersche Chronik berichtet von einem jungen Grafen, wie er die Ordnung der Andreas-Nacht befolgend, ohne zu essen und ohne zu reden, sich zur Ruhe legte, um im Traum seine künftige Gattin, das Fräulein von Eberstein zu sehen. Der Truchseß von Waldburg sah auf gleiche Art gleich zwei Frauen, von denen die eine freundlich auf ihn zutrat, während die andere ihm ihr Antlitz noch verhüllte. Der Traum bewahrheitete sich auf sonderbare Weise: der von Waldburg heiratete zweimal. Und wenn man diesem ganzen Liebeszauber nachsinnt, so wird es immer deutlicher, daß dieser Tag des heiligen Apostels fast mehr und ausschließlich dem Schutzherrn der Liebe, dem germanischen Lichtgott gilt.

*

Der 4. Dezember war von altersher der Schutzpatronin der Artillerie und der Bergleute, der heiligen Barbara, geweiht. Ein sonderbarer Gegensatz rankt um die Schirmherrin des Schießpulvers die zarteste Blumenlegende. Es heißt, daß Kirsch- und Pflaumenbaumzweige, die man in der Barbaranacht abschneidet und ins Wasser stellt, die schönsten Blüten treiben, zum Zeichen dafür, daß der frühe Frühling des Mädchens Barbara — auch ihr letzter war. Sie war der Sage nach die einzige Tochter des vornehmen Patriziers Dioskorus unter dem Kaiser Maximilian. Die stolze, selbstsüchtige Liebe ihres Vaters verlieh ihr zwar eine ausgezeichnete Erziehung, sperrte sie aber in einen verschlossenen Turm, um ihr jede Verbindung mit der Welt abzuschneiden. Da ihr die Welt verschlossen wurde, suchte sie den Himmel; heimlicherweise trat sie, als Tochter eines fanatischen Heiden, zum Christentum über. Der empörte Vater war unbeugsam in seinem Zorn, er überlieferte sie dem römischen Landpfleger zur Folterung und opferte sie dann mit eigener Hand seinen Göttern. Ein Blitzstrahl traf den entmenschten Vater im gleichen Augenblick, als sein Schwert das Haupt der Tochter vom Rumpfe trennte. Ein primitiver Volksglaube, der in diesem Zeichen die Hand Gottes sah, sprach Barbara heilig und machte sie zur Schutzpatronin des von Menschenhand entzündeten Feuers. Ihr Mädchenbild prangt über Zeughäusern und Pulverkammern und die französischen und spanischen Kriegsschiffe bevorzugen noch heute ihren Namen. Doch ein holder Glaube schmückt bei uns noch heute das Bildnis dieser seltsamen Heiligen mitten im Winter mit zarten Zweigen, die wie sie vergehen, hold, blühend unter der Gewalt der Stürme.

K. L.

Fachwerk-Bauten im Kinzigtal

Von Hermann Fautz, Schiltach

Das 17. und 18. Jahrhundert war im Schwarzwald und insbesondere im Tal der Kinzig der Erstellung von Fachwerkbauten sehr günstig. Die Kriegsnöte jener

Das „Schlößle" in Alpirsbach, erbaut 1708

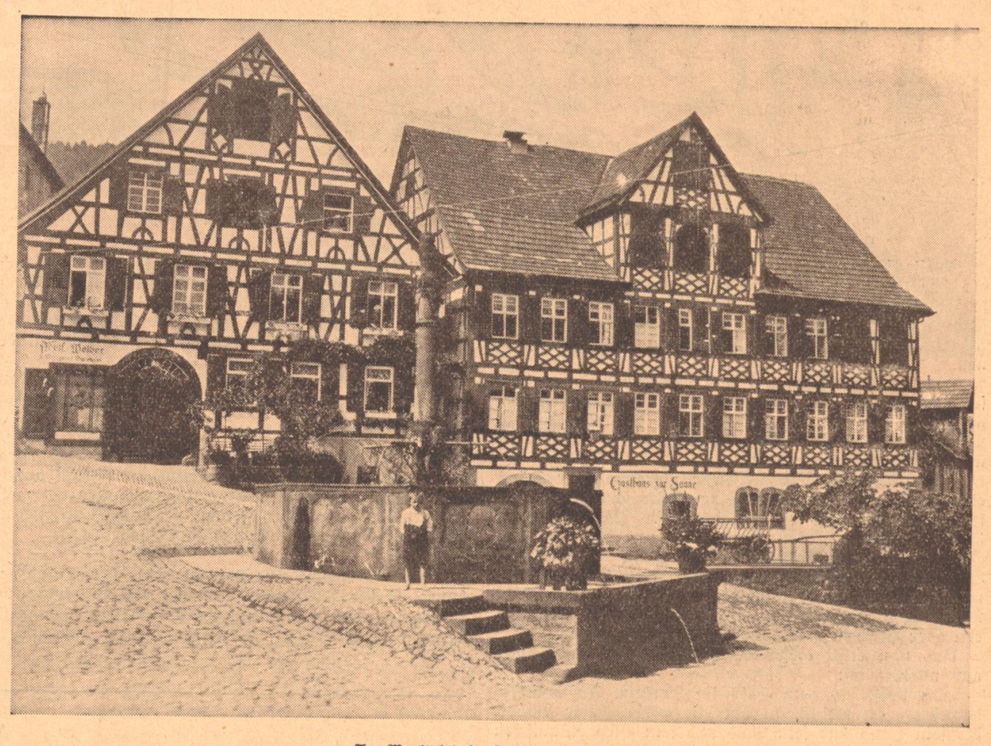
langen Jahrzehnte haben gerade hier in der Westmark wieder dem Bewußtsein der gegenseitigen Schicksalsverbundenheit und dem Heimatsinn zum Durchbruch verholfen, was sich nicht zuletzt architektonisch in der Schau nach den guten Vorbildern der mittelalterlichen Fachwerkkunst, der echt deutschen Bauweise, äußerte.

Leider haben spätere Generationen wenig Verständnis für die schmucken Formen unserer Fachwerkbauten aufgebracht, und so oft die herrlichsten Baudenkmäler mit einem alles gleichmachenden, seelenlosen Verputz überzogen. So kam auf die Gegenwart ein Erbe, das wert ist, im Sinne unserer Altvordern wieder zu erstehen und als altes deutsches Gedankengut den kommenden Geschlechtern erhalten und nahe gebracht zu werden.

Das obere Kinziggebiet war ehedem eine wirtschaftliche Einheit. Jenseits der badischen Landesgrenze liegt das württembergische Städtchen Alpirsbach. Nahe beim dortigen Kloster, dessen altberühmte romanische Kirche, deren wuchtiger Kreuzgang wahre Kleinode mittelalterlicher deutscher Baukunst bilden, steht ein schmuckes Fachwerkhaus, im Volksmund das „Schlößle" geheißen.

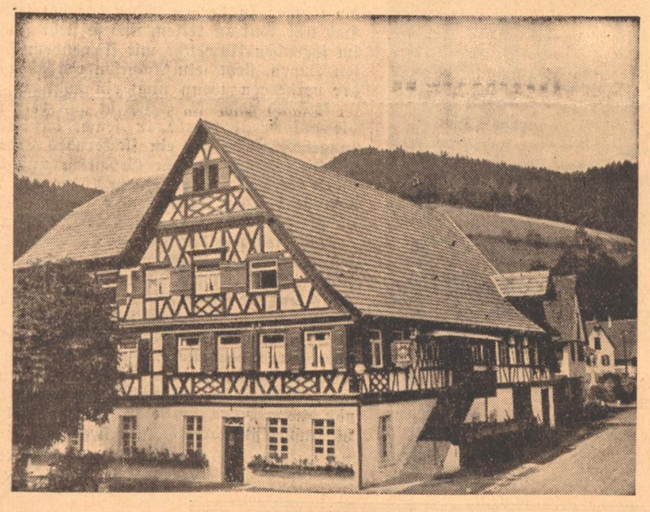
Südlich von Alpirsbach öffnet sich ein kurzes Nebental zur Kinzig, das Rötenbächle. In dessen oberem Teil bildet die „Jörglesmühle" mit ihrem überaus reichen Fachwerkgiebel, der geradezu spielerischen Verwendung einzelner Schmuckformen, ein reizvolles Gegenstück zu der so oft nüchternen ländlichen Bauweise.

Auch Schenkenzell, dem letzten Ort des badischen Kinzigtales, hat nun das erwachende Verständnis für die Schönheit unserer alten deutschen Baukunst wieder ein herrliches Fachwerkhaus geschenkt, das in diesem Sommer, nach langem Dornröschenschlaf unter Verputz und Täfer zu neuer Pracht sich entfaltete. Das Gasthaus zur „Sonne", gewiß eines der wuchtigsten Häuser dieser Art talauf, talab, möge als werbendes Vorbild dienen, um weitere Fachwerkbauten wieder in alter Schönheit erstehen zu lassen.

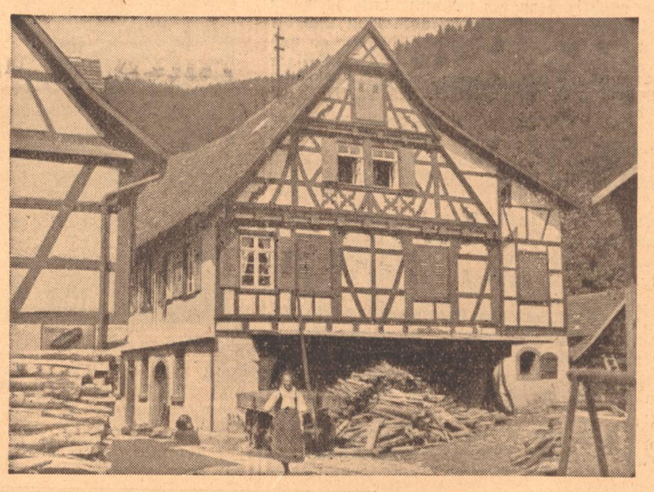


Am Marktplatz in Schiltach, erbaut 1791

Die Stadt der ragenden Fachwerkgiebel, Schiltach, birgt eine Fülle der glänzendsten Motive. Vor allem sind es hier die Häusergruppen am Marktplatz, die nach einem Brande im Jahre 1791 dort wieder aus Schutt und Asche erstanden und heute als bauliches Schaustück dieses Schwarzwaldstädtchens weit bekannt und berühmt sind. Auch sie entledigten sich erst in den letzten Jahren ihres rauhen Verputzes und geben neben ihrer heimeligen Gestaltung dieses Städtebildes Kunde von dem sicheren Schönheitsgefühl der einstigen Erbauer. Stattlich und schmuck zugleich grüßen in diesem malerischen Städtchen all überall die prächtigen Giebel und Fassaden mit ihrem zierlichen Netzwerk hervor, stilrein zugleich alle, trotz ihrer oft stark betonten Eigenwilligkeit.



Gasthaus „Zur Sonne" in Schenkenzell



Die äußere Mühle in Schiltach, erbaut 1557

Im Stillen Ozean

Von Ernst Kreuder

„Können Sie nicht schlafen, Stake?" fragte ich, denn ich hörte ihn schon die ganze Zeit, wie er sich herumwarf, und nun konnte ich auch nicht schlafen.

„Schlafen schon", sagte Stake, „es ist nur so ein verdammter Wind draußen."

Ich schlief bei Wind immer gut, ich fand ihn nicht verdammt, er blies um die kleine Blockhütte, wie eben ein Wind bläst, er heulte noch nicht einmal, er sang eher ein wenig und schlug von Zeit zu Zeit einige Zweige gegen das Dach.

„Wir können ja noch etwas reden", sagte ich, „vielleicht läßt der Wind später nach."

„Nett von Ihnen", sagte Stake. „Es ist ja nicht so schlimm, wenn man nicht schläft. Man vergißt es sogar manchmal. Aber wenn man hört, wie der andere schläft, kann die Sache scheußlich werden."

Ich hörte einen leisen Knall, Stake hatte ein Zündholz angestrichen und steckte sich eine Zigarette an.

„Wo der Kognak steht, wissen Sie ja, Stake."

„Danke", sagte Stake. „Am besten schläft man eigentlich auf Schiffen."

„Ich kann in Kabinen nicht so gut schlafen", meinte ich.

„Es kommt darauf an", sagte Stake. „Sie wissen ja, daß ich viel auf Schiffen fuhr. Ich gab mein ganzes Geld für Schiffe aus. Es ist das schönste Leben. Sie glauben nicht, was das für ein Leben ist. Ich blieb oft ein ganzes Jahr auf einem Schiff. Die meisten finden es langweilig. Das kommt von den Nerven. Ich hatte damals keine, hol's der Teufel."

„Und jetzt ist Ihnen schon das bißchen Wind zuviel", sagte ich. Ich hörte, daß Stake lachte.

„Sind Sie schon einmal ertrunken?" fragte er.

„Nein. Wieso?" sagte ich. Der Wind war draußen an einem Fensterladen und warf ihn auf und zu.

„Weil das bei Wind sehr unangenehm ist", sagte Stake. „Wenn Sie nichts dagegen haben, hole ich den Kognak."

„Natürlich", sagte ich. Ich hörte, wie Stake das Feldbett verließ, gegen einen Stuhl stieß und die Flasche vom Tisch nahm. Dann hörte ich, wie er den Kognak in ein Wasserglas goß und sich wieder hinlegte.

„Ich kann Ihnen sagen, daß ich vor Schiffbrüchen nie Angst hatte," sagte Stake — er machte eine Pause und trank, ich hörte ihn schlucken — „ich fand sie immer eher irgendwie lustig. Diese Rennerei, wissen Sie, wenn die Alarmsignale gegeben werden, diese völlige Abwesenheit von Vernunft, das gibt es nur einmal. Sie denken vielleicht, ich sei Fatalist, das stimmt nicht, obwohl ich mir immer sagte, wenn die letzte Stunde kommt, weicht keiner aus. Aber ich tat stets alles, um es zu vermeiden. Ich hatte zum Beispiel auf jedem Schiff einen Koffer mit, der eigens für einen Schiffbruch konstruiert war. Sie lachen, aber es ist recht praktisch. Er war luftdicht verschlossen und schwamm, es waren Werkzeuge darin, Konserven, Trinkwasser, Tabak, Feuerzeug, ein zusammensetzbares Gewehr, Munition und Verbandzeug. Am Griff befand sich ein langes Seil mit einer Schlinge, die man sich bequem umwerfen konnte. Außerdem trug ich stets eine Korkweste. Sie sehen, daß ich mich versorgte. Sonst wäre ich heute längst bei den Fischen. Solange ich auf ordentlichen Schiffen fuhr, passierte selten etwas. Ich habe nichts gegen die Griechen, aber ihre Schiffe sind oft miserabel. Vielleicht reizte mich das, nachdem ich so lange auf vernünftigen Schiffen gefahren war. Das können Sie verstehen. Ich fuhr also eines Tages mit einem Griechen. Er hieß „Xenophon", hatte in Rio gelöscht, war ums Kap Hoorn herum und wollte hinüber nach Australien. Es war herrliches Wetter, wir schwammen im Stillen Ozean, es waren noch ein paar Tage bis Wellington, Neu-Seeland, als die plötzlich das Leck bekamen. Wie sie es bekamen, weiß niemand. Wahrscheinlich ist aus dem alten Kasten ein Stück Schiffswand herausgebrochen. Nun, sie alarmierten weder die Leute, noch hielten sie Reden wegen Ruhe und Disziplin, es ging alles viel zu schnell, sie schufteten nur wie verrückt an dem Leck herum, und dabei begann die „Xenophon" sich schon ein bißchen zu legen. Ich war sofort bei meinem Koffer. Ich verstaute ihn immer oben auf dem Heck zwischen Tauwerk oder Segeltuch, denn mit einem Koffer können Sie dann nicht mehr aus der Kajüte, es war nachmittag und die Sonne brannte glühend, niemand beobachtete mich, Land war natürlich nicht zu sehen, es ging auch kein Wind. Ich war ganz ruhig. Ich warf zuerst einen mächtigen Balken über Bord, dann sprang ich mit dem Koffer ins Meer.

Es war ein brauchbarer Balken. Ich konnte bis jetzt ganz zufrieden sein. Was einen Schiffbruch so miserabel macht, ist, daß sich die Leute nicht vorher genügend damit beschäftigen. Rettungsboote sind ja ganz schön, aber sie sind zu unpersönlich. Hätte jeder seine eigene Theorie, sie müßte unter normalen Umständen die richtige sein. Ich war nur verloren, wenn es Sturm gab. Aber es ging nicht das leiseste Lüftchen, die Sonne brannte ungeheuer, und ich hatte einen Nachmittag auf dem Stillen Ozean vor mir. SOS hatten sie schon vor einer halben Stunde gefunkt. Ich konnte jetzt warten, bis das Schiff untergegangen, und wenn der Strudel aufgehört hatte, konnte ich mich wieder nähern, und dann wollte ich mir so einige Sachen heranholen, die dann stets oben herumschwimmen. Vielleicht konnte ich mir dann aus einigen Holzplanken ein Floß machen, ein Beil und Nägel hatte ich ja in dem Koffer. Und bis dahin konnte ja dann ein Schiff aufgetaucht sein, das die Funksprüche aufgefangen hatte und nicht allzuweit weg war.

Es waren drei Rettungsboote auf dem Wasser, als die „Xenophon" sich plötzlich ganz umlegte, und nach einer Viertelstunde war nichts mehr zu sehen. Mir kam es jetzt so vor, als sei ich in eine Strömung geraten, denn ich trieb immer weiter ab. Es war ganz unmöglich, an die Stelle zurückzukommen, wo die „Xenophon" untergegangen war. Von einem Schiff war noch nichts zu sehen. Plötzlich entdeckte ich etwas, und jetzt bekam ich zum erstenmal Angst seit der Katastrophe. Am Himmel zeigte sich ein kleines weißes Wölkchen.

Nach kurzer Zeit hatte sich der Himmel überzogen, und dann brach der Sturm los. Jetzt hätte mir auch ein Floß nichts mehr genützt. Nun, ich hatte mich so an den schweren Balken festgebunden, daß mein Kopf auf dem Holz lag. Mit meiner Theorie mußte es natürlich gleich zu Ende sein. Ich wurde in dem losbrechenden, gewaltigen Sturm von einer Woge in die Höhe geschleudert, und dann schoß ich wie ein Pfeil unter Wasser, ich kam noch einmal hoch, der Himmel war dunkel, und das Meer raste und brüllte, Berge aus Gischt rollten heran, und dann stürzte eine jagende Wand über mich, und ich verlor das Bewußtsein.

Ich trug damals noch die dicke Genfer Uhr; sie lief vier Tage, wenn sie aufgezogen war, und hatte ein Zifferblatt und einen Zeiger für sieben Tage. Nun, ich hatte mein Leben dieser Meeresströmung zu verdanken, denn der Sturm hätte nicht ausgereicht, mich an die kleine Insel zu bringen, auf der ich nach langer Zeit wieder zu mir kam. Ich lag noch mit den Füßen im Wasser, und mit der Brust lag ich auf dem Balken, und der Balken lag im Ufersand. Aber ich hatte jetzt das Gefühl, das ich noch nie gehabt hatte, es war nur die ungeheure Wahrnehmung, daß ich lebte. Ich hätte ein Jahr so liegen können. Ich fühlte mich nur verdammt schwach. Die Kleider waren in der glühenden Sonne längst getrocknet. Ich hatte einen wahnsinnigen Durst. Es war schwer, den Strick loszukriegen. Es war, als hätte ich lauter Luft

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Zweitausend Reichsmark, denkt der Bauer, gegeben als Handgeld, mir für das Vorkaufsrecht . . . Zweitausend Reichsmark! Ich werde dreißig oder vierzig Tausend erhalten, wenn ich fest bleibe. Nach Abzug der Schulden kann ich dann drüben ein neues Leben beginnen.

Der Rauch ist ganz dick und blauschwarz geworden, sonst würde der Bauer die zwei dunklen stechenden Augen sehen, die auf ihn gerichtet sind. Vierzig Tausend Mark, denkt er und will gerade sagen: ja — ich will es überdenken und nachrechnen — —

— da steht im halbdunklen Hintergrund der Döns ein Mensch auf. Steht erst eine Weile schweigend, und seine Gestalt wächst so ins Riesenhafte. Wer ist das?, denkt der Bauer Johann Johannsen und hat ganz vergessen, daß Harald Haraldsen auch noch in der Stube ist. Wer ist das?, erschrickt der landfremde Händler und weiß nichts davon, daß auf die jungen Schultern dieses Menschen vielleicht die Entscheidung gelegt ist über Leben oder Sterben eines ganzen Stammes.

Und nun redet dieser Mensch. Langsam und schwer und unerbittlich:

„Du stehst bis zum Hals im Irrtum, Johann Johannsen. Du meinst, du bist ein willensfreier Bauer, der sein Haus und sein Land und sein Vieh eintauschen kann gegen Geld. Du meinst, du kannst flüchten aus der langen Reihe, in die dich Gott der Herr gestellt hat. Du irrst. Das Haus und das Land und das Vieh sind gar nicht dein Eigentum! Es ist dir nur geliehen worden zur Verwahrung und als Erbgut. Du hast es alles an dein Geschlecht abzuliefern, wenn du die Hand davon ablassen willst. Da stehen drei Kinder vor dir, und weiter vor wieder andere, die deine Enkel werden, noch ungeboren, aber schon erdbestimmt. Und so steht eine lange Reihe Menschen vor dir, weit weit über dein kurzes Leben hinaus, und alle diese Augen sehen auf dich und du bist ihnen Rechenschaft schuldig. Du bist ein Bauer, ein friesischer Bauer, ein deutscher Bauer — und das heißt: du bist ein Treuhänder Gottes, der dir ein Erbgut gab, daß du es hütest und mehrst und dein Blut darüber wachen lässest, einerlei, ob die Zeit Gewinn oder Verlust, Freude oder Leid für dich bereit hält . . . Und nun kommt der Versucher zu dir und zeigt dir die Welt und bietet dir Gold und ein sorgenfreies Leben. Und du siehst nicht einmal, daß es gar kein Landmann ist, der in deine Fußstapfen treten will, sondern ein Mann mit fremdem Blut, der deine Stelle verschachern will. Du und die lange Reihe vor dir treten den Weg in die Wüste an und wieder geht ein Hof zugrunde, weil er aus schwieliger Faust in eine dicke, weiche Hand hinüberwechselt, die nur spekuliert, aber nicht werkt am Pflug und im Geschirr. Ich bin hier in diesem Hause ein unbekannter Mann, Bauer Johannsen. Du kannst mir die Tür zeigen und kannst tun und lassen, was du willst; aber was ich sagte, ist wahr, und du wirst deinem Geschick nicht aus dem Wege gehen."

Es ist eine merkwürdige Stille im Raum, als Harald Haraldsen nun schweigt. Am Tisch sitzt ein kleiner Mann mit nachtschwarzen Augen, und das scharfe Wort „Versucher" hat ihn ganz zusammengedrückt. Der Bauer Johannsen aber hat die Hände hart um das Eichenholz seines Stuhles gekrampft, und nun sieht man, daß sein Gesicht ganz kantig und grau geworden ist. Einen Augenblick noch, der aber in seiner Raschheit über ein ganzes Leben hinwegspannt, ist es still zwischen den drei Männern. Dann zerbricht die Stille jäh im heiseren Schrei des Bauern:

„Wer bist du, junger Mann, daß du so etwas mir zu sagen wagst?! Meinst du, wir Alten wissen nicht, was wir tun?! Ich zeige dir nicht nur die Tür — — nein, ich werfe dich mit diesen beiden Fäusten auf die Straße, wenn du nicht gleich die Stube verläßt! Ich werde dir —"

„Aber was soll heißen so ein Aufstand, meine Herren?", fällt der Handelsmann Baruch Eisenstein dem Bauern in die zornige Rede.

Harald Hillig aber geht schweigend aus dem Raum hinaus ins Freie, denn die Luft ist ihm in der Kehle sitzen geblieben

— — — — — — — — — —

Als der Bazar-Besitzer aus Dünsteede bald darauf das Haus verläßt, liegt ein verfluchtes Lächeln auf seinem Gesicht. Der Bauer Johann Johannsen aber wirft drinnen die beiden Tausendmarkscheine auf den Tisch und bricht wie ein gefällter Baum zusammen.

— — — — — — — — — —

Und nun kommt eine Zeit, die ganz schwer und ganz dunkel ist für den jungen Kämpfer aus Lüttenoog. Es spricht sich auf der ganzen Insel herum, daß Johann Johannsen in Geeldörp seine Stelle so gut verkauft hat an einen Fremden. Der Verkäufer, den man sonst kaum sah, sitzt in den Wirtschaften am hellen Nachmittag, wirft mit dem Geld und prahlt: . . . seid doch nicht so dumm, euch abzurackern! Eure Höfe sind bar Geld, und eure Sorgen kauft man euch mit ab! Seid doch nicht so dumm! Kröger, noch eine Runde Grog für alle! Die schlechten Zeiten sind gewesen . . .

Und sie jagen sich den Kopf voll von Hochmut, und saufen ihren Verstand tot und werden wild und unbändig.

Der Baruch Esenstein kauft noch je einen Hof in Geeldörp und Lüttenoog. Und es heißt, er werde noch einige Freunde mitbringen demnächst, die auch Interesse an Landbesitz hätten.

*

Zwischendurch halten die Monisten wieder Versammlungen auf der Insel ab, machen die Menschen ganz verrückt mit ihren dreisten Reden gegen Gott und Kirche, und jagen die Zweifler unter die Demütigen, die Leugner unter die Gläubigen, so daß der Boden zu wanken scheint, auf dem Geschlecht nach Geschlecht so sicher und geruhig im Gottvertrauen dahinleben konnte, Jahrhunderte lang.

Da stehen die politischen Parteien auf, vergiften die Friesen mit Klassenhaß und mit der Pestlehre, daß ein Stand gegen den anderen anrennen müsse, wenn er nach oben kommen wolle. Und so steht ein Winter vor der Tür, der auch für die Insel Sandhörn auf Leben oder Tod der Seelen geht. Es mehren sich die Stimmen, die da sagen, es sei Unsinn, einen Deich zu bauen. Es kommen die ersten, die sich zu Hand- und Spanndienst verpflichtet haben und sagen: streicht unseren Namen wieder aus — — es ist der Plan eines dummen Jungen, den wir da unterschrieben haben.

— — — — — — — — — —

Da wirft Harald Hillig den Kopf in den Nacken und folgt dem Rufe seines Blutes.

— — — — — — — — — —

Zuerst sind es drei oder vier. Jungmänner, die sich abends heimlich treffen und um das Licht einer Kerze sitzen und hinhören auf das, was der Lüttenooger ihnen vorliest. „Mein Kampf" heißt das Buch, und es hat einen heißen Atem und einen gottgnadig-starken Willen.

Bald sind es sechs, und dann acht, die sich volltrinken von dem seltsamen Licht, das aus diesem Buche strömt und ihnen Mut gibt zum Glauben an die Kraft der eigenen Art und des eigenen Blutes.

Und als sie nach einiger Zeit durch sind mit der wunderlich-schönen Lesung dieses Buches von Adolf Hitler, da wissen sie es, daß die Not ihres Stammes die Not des ganzen deutschen Vaterlandes ist. Sie reißen sich hoch und Harald Hillig ist ihr Sturmführer.

Sie gehen auf schweren Wegen, denn der Spott und der Haß lauern auf Schritt und Tritt. Sie müssen Seele um Seele zurückerobern, denn es ist ganz wild geworden im Uthland, wo die Meinungen aus harten Köpfen gegeneinanderstoßen. Es kommen gute, kühne Redner herüber, die anspringen gegen die Flut der Schande und Sorge und die langsam Bresche schlagen im Gewirr der Bosheit und Niedertracht. Aber es wird noch lange dauern, bis sie den Sieg endgültig an sich reißen können.

Die Schar der Stürmer wächst, aber es vergehen auch Monate der Ungewißheit. Was soll werden, wenn das Licht wächst, wenn das große Werk der Selbsthilfe ruft — und es sind der Hände nicht genug, die da anpacken und aufrichten? Was soll werden? . . .

Da hebt der Herrgott die Hand.

Grote Gehlen und seine Getreuen sind nicht irre geworden an dem kühnen Plan, den sie einmal gefaßt haben. Sie haben in all der Zeit der Unruhe und Verzagtheit ihre Vorarbeit geleistet, so daß sie mit dem Werk anfangen können, wenn die Zeit ruft. Aber werden es noch genug sein der Helfer, wird die ganze Mannheit der Insel beisammenstehen, wenn es heißt: d i e k e n!

*

An einem Donnerstag im Märzmonat soll die Stelle von Johann Johannsen vor dem Gericht überschrieben werden auf den fremden Namen. Am Abend vorher haben die Männer der neuen Bewegung in Steenshövd eine große Versammlung abgehalten, auf der es furchtbar heiß hergegangen ist. Zuletzt sind sie auseinandergelaufen voll Zorn und Haß, die beiden Parteien, so daß Pastor Martin Grell, der diesen wilden Kampf miterlebt hat, nachher zu Hause ganz erschöpft in die Knie gesunken ist und seine Not sich mit dem Vaterunser aus dem Herzen schrie, denn er selber war am Ende seiner Kraft.

Es ist gut gewesen, daß das Wetter an diesem Abend stürmisch und naß war, so daß die Männer eilend heimgerannt sind, um nicht ganz durchnäßt zu werden. Der Wind aber ist über Nacht zum Orkan gewachsen. Die Sturmglocke von Sanct Petri hat wieder einmal ihren Hilferuf über die Insel leiern müssen, und die Männer haben heraus müssen aus den warmen Betten, hinein in den Wirbel des Wetters, das keinen Klassenunterschied macht in seiner zerstörenden Wut gegen die menschlichen Siedlungen in den vier Dörfern der Insel Sandhörn in der Nordsee.

Gegen 9 Uhr früh ist es noch so dunkel, wie sonst mitten in der Nacht. Bei Geeldörp steht die See an einzelnen Stellen bis an die Häuser. Und als ob die Wasser es wissen: sie stürzen sich mit grimmiger Wut besonders gegen den Hof von Johann Johannsen. Die Scheune steht mit aufgerissenem Dach, und der Südwest holt mit gierigen Fingern unter heulendem Hohnlachen die Heubündel vom Boden und wirft sie weitweg in das klatschende Wasser. Wenn der Sturm noch tiefer zugreift, ist das ganze Gewese verloren.

Verdammt! schreit der Bauer und rennt durch den tosenden Sturm zu dem Nachbarn hinüber, daß er helfe, die Kinder zu bergen. Aber der hat selber zu tun, sein Hab und Gut zu retten, und so steht Johann Johannsen im jagenden Unwetter mit fliegendem Haar und entsetzten Augen, sieht sein Anwesen versinken und seine Kinder verderben, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Und es geschieht. Geschieht aus reiner Menschlichkeit, die aufgeweckt wurde in jenen dunklen Abenden, wo junge Menschen um ein flackerndes Licht saßen und sich gesund tranken an den Gedanken und Wahrheiten, die ihnen ihr Führer aus einem Buche voll Not und Kampf vorlas . . . Der Sturmtrupp springt über die Straße, kämpft sich durch das peitschende Wasser, klettert unter Lebensgefahr an der bedrohten Scheune hoch, reißt Segel über das große Loch im Dach, drängt die letzte höchste Not beiseite, holt im Zurückspringen die Kinder aus dem Haus und ist im nächsten Augenblick schon wieder verschwunden, anderswohin, wo die Gefahr am schlimmsten.

Der ganze lange Tag ist ein Wettlauf des armseligen Lebens mit dem Tode. Das Land ersäuft in der tollen See, die Tiere liegen mit glasigen Augen und aufgedunsenen Leibern überall umher. In Dünsteede ist eine Frau von einem herabstürzenden Balken erschlagen worden; in Lüttenoog sind drei Häuser abgedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

„Bauernhochzeit",
ein Gemälde des niederländischen Meisters Pieter Brueghel des Aelteren (1525—1569)

---

in den Knochen. Dann sah ich mich nach meinem Koffer um. Er war fort, am Ende des Strickes hing noch der massive Griff. Ich zog meine Uhr aus der Tasche, sie war wasserdicht, sie ging noch, es war Sonntag, morgens gegen 10 Uhr. Ich hatte also zwei Tage hinter mir.

Am Freitag war die „Xenephon" untergegangen. Vor mir lag das Meer, glatt und weit, ich hatte so ein ruhiges Gefühl, als hätte ich ein Jahr Schulferien. Ich stand auf und ging in die Insel hinein. Ich bahnte mir einen Weg durch den tropischen Pflanzenwuchs, er reichte mir bis zur Brust und roch betäubend, und dann sah ich einen kleinen bewaldeten. Hügel. Ich stolperte und fiel mit dem Gesicht in das dichte Gras, und dann merkte ich, daß ich auf meinem Koffer lag. Das Meer hatte ihn ins Gebüsch geworfen. Es war der endgültige Sieg meiner Theorie. Ich hieb mit einem Stein das Schloß auf und trank den ganzen Wasservorrat, er war etwas warm, aber er stillte den Durst, Was soll ich Ihnen sagen, Murner, ich hauste drei Monate auf dieser Insel, sie war nicht bewohnt, man konnte in annähernd zwei Stunden um sie herumgehen. Es gab Quellwasser und ich hatte das zusammengesetzte Gewehr, und ich schoß Vögel und fing Fische und hatte eine Hütte und die kleine Mundharmonika, auf der ich abends spielte, wenn die Sterne aufgingen. Tag und Nacht brannte ich zwei große Signalfeuer, eins auf dem Hügel und eines am Strand, es gab ja genug Holz. Ich wollte ja schließlich wieder auf ein Schiff.

Eines nachts hörte ich im Schlaf den tiefen Ton einer Schiffssirene. Ich machte mich sofort auf, und dann hörte ich die Sirene wieder. Ich sprang auf und lief aus der Hütte und hinunter zum Strand. Die Feuer brannten gut, und dann sah ich weit weg über dem dunklen Meer kleine Lichter.

Es war ein Holländer. Er schickte, als es hell wurde, ein Boot und holte mich ab. Na, da war ich wieder auf einem Schiff. Mein alter Koffer war nicht mehr zu gebrauchen, aber diesmal passierte nichts, und als ich in Sydney ankam, ließ ich mir wieder einen neuen anfertigen. Sehen Sie, jetzt hat der Wind draußen aufgehört. Ich schätze, ich kann jetzt schlafen. Dann bis morgen!"

„Bis morgen, Stake", sagte ich, und ich sah, daß es schon anfing, hell zu werden.

Sonderbares Begebnis

Von Hans Friedrich Blunck

Das Gras war taufrisch und glänzte weißlich im Dämmerlicht. Die Büsche tropften, vom Fluß kam das leise Rauschen des Wassers, das die Brückenpfähle umströmte.

Das Mädchen ging Schritt um Schritt und sehr einsam seinen Weg. Die Verlassenheit, die es umgab, war mühsam zu ertragen, doppelt schwer, weil die Landschaft an Stunden erinnerte, die man einst zu zweit in hellen Nächten und Feiertagen durchwandert hatte. Ueberschwenglich schön waren ihr damals die Hügel, die Brücke erschienen.

Zögernd, befangen von ihrem Vorhaben und bedrängt vom ersten grauen Licht schritt sie den Strom entlang. Aengstlich war sie vor dem, was geschehen sollte, und doch so lebenssatt, daß es ihr ein Glück schien, den aufkommenden Tag nicht mehr zu sehen noch auch die Augen der Menschen, welche ihr wegen der Bürde nachblickten, die in ihr wuchs.

Als sie auf der Brücke stand und das Wasser unter ihr fahl, mit dunklen Schatten dahinrann, fröstelte ihr. Sie lehnte sich an das Geländer und während sie den Bogen und Strudeln des Flusses und dem Frühdampf nachblickte, versuchte sie an die Unbill zu denken, die ihr geschehen war. Aber so verwunderlich es war: ihre Erinnerung übersprang jene Zeit; sie sah plötzlich ihre Kindheit voll Heiterkeit, voll kleiner freudiger Begebnisse vorüberziehen. Viele Bilder huschten vor ihr auf, halbhelle aus jener Frühzeit, die sich vor uns wie Rätsel aufhebt, danach andere, in denen sie mit ihrer Mutter kindhaft selig ins Land gelaufen war — sie sah eine blühende Hecke, längs der sie Schmetterlingen nachlief und über die Wunder jauchzte, die ihr begegneten. Dabei durchzuckte es sie: gern hätte sie auch ihrem Kindlein solche Stunden gewünscht. Sie haderte wieder, daß sie ihm die Welt nicht mehr zeigen durfte, und dachte mit einer Verwünschung an den, der sie verlassen hatte.

Aber diese letzte Stunde wollte Versöhnung; als sie ihn vor sich sah, standen auch schöne Tage in ihrer Erinnerung, sie waren so schön, daß sie vieles Bittere noch einmal dafür auf sich genommen hätte. Verhängnis war, was sich begeben hatte — sie mochte nicht richten und es dünkte sie leichter, wenn man alles als unabwendbar ansah.

Der Morgen ließ noch auf sich warten; die Nebel erhoben sich vom Fluß und traten über die Wiesen, die von ihren Schwaden wogten und rauschten und sich zu Häusern und Türen und Tälern bildeten. Es war so beklemmend schön, das Mädchen mußte in den Spuk hineinblicken, er weckte wieder Landschaften aus frühen Zeiten vor ihren Sinn, Lichter aus jener Jugend, die, so ärmlich sie gewesen sein mochte, doch auch glückhaft gleich aller Kindheit gewesen war. Wie ein Streif halbheller Spiegel, die vor ihr hin- und herglitten, liefen die Bilder ab. — Daß ihr Kind solche Buntheit niemals sehen würde! Sie hatte bisher immer nur mit Last an das werdende Leben gedacht; in diesem Augenblick, wo ihre eigene Jugend noch einmal wie ein kurzer Glanz vorüberzog, regte sich ein mütterlich trauriges Gefühl in ihr.

Und als sie sich noch darüber wunderte, war es plötzlich, als hörte sie sich selbst wie ein Kind weinen, ganz fein und sonderbar, so daß ihr ein Schauer über Hände und Glieder lief.

„Wer ist das?" fragte sie erschrocken. Sie beugte sich horchend vor; da war es, als würde das Klagen lauter. Wie eine Furcht tönte es an — Furcht vorm Sterben.

Das Mädchen erschrak. Es klang jetzt, als käme das Weinen aus ihr selbst; als habe ein anderes geklagt, das mit ihr sterben sollte. Was für ein Wahn! Aber sie mußte doch aufschluchzen und wollte es überzeugen: „Sieh, was hat es für Zweck, daß wir leben bleiben, nun dein Vater uns verlassen hat. Es würde doch nur Elend und Sorge um uns werden. Besser, wir vergessen alles!"

Sie fühlte aber, daß sie jener Stimme eine Unwahrheit sagte, denn alle Jugend ist fröhlich und kommt über das Leid hinweg. Und immer noch weinte es ums Leben — irgendwoher.

Dabei merkte sie erschrocken, wie ihr Verlangen nach dem Tod geringer geworden war, wie ihr Vorsatz ins Schwanken geriet; sie wollte die Versuchung überwinden, hielt mit den Händen die Ohren zu und lief plötzlich den Steg entlang, um ein Ende zu machen. Aber es klagte von innen so sehr, es klang unter ihrem Herzen — sie spürte, da war in Wirklichkeit etwas, das ihr widerstritt, sie mußte erschrocken anhalten.

Und ehe sie den Sturz gewagt hatte: auf einmal regte sich zum erstenmal jenes andere Leben deutlich und körperlich in ihr; das war so fremdartig und machte ihre Füße so schwer, sie mußte in tiefem Erschrecken anhalten.

Das Kind? Eine Mütterlichkeit, die sie vorhin erst fern verspürt hatte, war auf einmal hell wach. Das Kind? Mörder war sie gegen ein Leben, gegen das Weinen unter ihrem Herzen.

Der Nebel überdrängte die Brücke von den Wiesen her; in der Höhe war ein gelber Weg von Licht, der sich im Morgen weiter und weiter dehnte. Und mit ihm breitete sich etwas in ihr aus — noch niemals war solche fremdhafte Zärtlichkeit über sie gekommen.

„Du hast Recht", antwortete sie dem, was von innen bat, „ich muß Mut haben".

Langsam ging das Mädchen den Weg zurück, die Füße im Nebel, bis die Brücke hinter ihr lag. Es wird sich schon etwas finden, dachte sie, ich will den Bauern da drüben fragen oder einen guten Menschen. Es soll eben alles so sein! Aber in ihrem Sinn klang es wie erste Freude und Fürsorge für das Kind, das sie noch nicht geboren hatte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Mädchen unter Räubern und Soldaten

Von Brunhild Lessing

Nachdruck verboten!

Copyright 1934 by „Zeitberichte" Berlin

Brunhild Lessing ist die Tochter des bekannten Ethnologen und Ostasienforschers Professor Dr. Ferdinand Lessing, Kustos am Berliner Museum für Völkerkunde. Sie war der einzige weibliche Teilnehmer an Sven Hedins großer Chinaexpedition und hat Stätten betreten, die vor ihr niemals eine europäische Frau sah. Zum ersten Male erzählt sie hier ihre Abenteuer, die ebenso erstaunlich wie interessant sind.

Als kleines Mädchen nahm ihr Vater sie nach China mit, wo ihn seine wissenschaftliche Arbeit bis nach dem Krieg festhielt. Sie wuchs unter den Deutschen Nordchinas auf, erlernte aber auch die chinesische Sprache. Mit 14 Jahren kehrt sie in ihre deutsche Heimat zurück. Sie macht sich allmählich vertraut mit der interessanten Forschungsarbeit ihres Vaters. 1930 beruft Sven Hedin Professor Lessing zu seiner großen Expedition nach China. „Ich werde dich holen, sobald es möglich ist!" verspricht er seiner Tochter beim Abschied. Brunhild, jetzt 26 Jahre alt, bleibt in Berlin zurück und wartet sehnsüchtig auf den Ruf aus dem fernen Osten.

I.

Das Hauptquartier in Peking

Seltsam — ich hatte mich schon zu lange gefreut auf das große Abenteuer. Als nun wirklich der heißersehnte Brief kam, da hatte ich mich schon so mit dem Gedanken vertraut gemacht, in Deutschland zu bleiben, daß ich gar keine rechte Lust mehr zur Reise nach Ostasien hatte. Und dazu noch das Amt, das ich drüben versehen sollte! „Wir brauchen dich als Photographin und Filmoperateurin", schrieb mein Vater. „Dr. Hedin ist sehr damit einverstanden, daß du kommst, und zwar schleunigst. Also pack deine Sachen und dampfe ab . . ."

Photographin? Filmoperateurin? Der gute Papa stellte sich das wohl etwas zu leicht vor. Ich hatte nicht mehr Ahnung vom Photographieren als andere Gelegenheitsknipser. Aber, was halfs — konnte man einen Mann wie Sven Hedin im Stich lassen?

In aller Eile kaufte ich Apparate, übte mich im Filmen und Photographieren und traf alle Vorbereitungen zur Reise. Sven Hedin, dem es nicht schnell genug ging, schickte schon Brandbriefe: „Wann kommen Sie endlich?!"

Mit dem Schiff fuhr ich los. Als ich in Peking eintraf, war es tiefster Winter — Dezember 1931 — und grausam kalt. Man hatte alles reizend für meine Ankunft vorbereitet — es waren ja lauter Männer, und sie zeigten alle den Wunsch, ihre einzige weibliche Mitarbeiterin ein wenig zu verwöhnen. Aber zunächst stellte es sich heraus, daß ich in meiner Unerfahrenheit nicht mit dem chinesischen Winter gerechnet hatte. Meine dicksten europäischen Kleider waren viel zu dünn, und ich begann wie ein Schneider zu frieren, kaum daß ich in Peking angekommen war. So steckte man mich zuerst in einen Mantel aus Kamelpelz, der mir drei Meilen zu groß war und allgemeine Heiterkeit erregte. So zog ich im „Schwedenhaus" ein, wie das chinesische Gebäude hieß, das die Sven-Hedin-Expedition in Peking bewohnte. Ich kam gerade zurecht zum Trubel des schwedischen Neujahrsfestes — die meisten der Expeditionsmitglieder waren ja Schweden — mit seiner unvermeidlichen mörderischen Feuerzangenbowle. Erst jetzt kam ich auf den Gedanken: Wo ist denn eigentlich Dr. Hedin?

„Der ist in Amerika!" erhielt ich zur Antwort. Schade — ich hatte mich schon so gefreut, den berühmten Forscher kennen zu lernen. Aber es hieß, er werde wohl bald kommen und die Leitung der Expeditionsarbeit wieder selbst übernehmen. Die ganze Expedition — es war dieselbe, die Dr. Hedin 1933/34 nach Turkestan und in seine gefährlichen Abenteuer mit dem General Ma führte —

— da entdeckten sie ein unterirdisches Gewölbe mit wertvollen Schätzen . . .

war in einzelne Abteilungen gegliedert, die von je einem Gelehrten geleitet wurden. Vor allem ging es um geologische Studien in Nordchina und der Mongolei, ferner wurde Meteorologie getrieben, während sich meine Arbeit keineswegs nur, wie zuerst geplant war, auf Photographie beschränkte — das Völkerkunde-Museum in Berlin hatte für ethnologische Sammlungen und Berichte Interesse, und ich hatte die Absicht, mich hauptsächlich mit der sogenannten „materiellen Kultur" in diesen Gegenden zu befassen: Arbeit und Handwerk, Ackerbau, Gebäude, religiöse Sitten, Sagen und Gebräuche.

*

Unsere Arbeit war ausgezeichnet organisiert — Hedin schien seine Leute hervorragend „eingedrillt" zu haben, jeder wußte, was er zu tun hatte und was im Sinn des Chefs lag. Und viele schöne Erfolge waren errungen worden. Da war der erst 26 Jahre alte, aber schon in der ganzen Welt bekannte Archäologe Bergman. Er hatte kurz vor meiner Ankunft unerhörtes Glück gehabt. Eines Tages, als er zu Ausgrabungsarbeiten loszog, merkte einer seiner chinesischen Diener unterwegs, daß er seinen Spaten vergessen hatte. Er sagte Bergman Bescheid und rannte zurück, holte den Spaten und lief dem Gelehrten nach. Mitten im Lauf fällt ihm der Spaten aus der Hand. Es gibt ein merkwürdiges dumpfes Geräusch am Boden. Der Chinese teilt dem Schweden seine Beobachtung mit und bestimmt Bergman, der gar nicht viel Lust dazu hat, an jener Stelle nachzugraben. Wer beschreibt aber das Staunen, als man tatsächlich ein unterirdisches Gewölbe mit unzähligen kostbaren Kulturgegenständen entdeckt — darunter ein seltsames Buch, aus Holztäfelchen hergestellt und mit Lederschnüren zusammengeheftet. Es erwies sich, daß Bergmann das älteste chinesische Buch aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. entdeckt hatte. Dieses Buch war das „Regimentsbuch" aus einer chinesischen Formation aus jener Zeit und gab Aufschluß über eine Reihe militärisch-organisatorischer Begebenheiten des Regiments, die auf den „Kommiß" vor 2000 Jahren ein interessantes Licht warfen.

*

So einfach, wie ich mir den Aufbruch zur eigentlichen Expeditionsarbeit vorgestellt hatte, war die Sache nun doch nicht. Ich sollte zunächst mit meinem Vater eine Reise in die Mongolei unternehmen. Die ganze riesige Expeditionsarbeit war unter die verschiedenen Mitglieder und in verschiedene Arbeitsgebiete eingeteilt. Hauptquartier für alle blieb das Schwedenhaus in Peking.

Zuerst hatte ich nur die Aufgabe, mich — einzuleben. Ich mußte mich an das Klima gewöhnen, um widerstandsfähig gegen die kommenden Strapazen zu werden. Dann wurde ich unzählige Male geimpft: gegen Typhus, Cholera, Pocken, Dysenterie. Das ist eine Prozedur, die Wochen dauert. Während dieser Zeit sorgte eine alte mütterliche Freundin für mich: meine alte Kinderfrau, eine treue Chinesin, die von meinem 8. bis 14. Lebensjahr bei mir gewesen war und sofort auftauchte, als sie erfahren hatte, daß ich wieder im Lande sei.

In diesen Tagen traf ich auch eine Jugendfreundin wieder, die kleine Huang Ju Dschen. Als wir vierzehn Jahre alt waren, hatten wir uns zum letzten Male gesehen. Jetzt hatte sie geheiratet. Mit achtzehn Jahren kam sie aus einem modernen Pensionat in Tientsin, wo die jungen Chinesinnen Tennis und Schießen lernen — ganz ungewöhnliche Dinge für Mädchen in diesem Land. Dann umschwärmten sie Verehrer, und sie fragte ihre Freundinnen um Rat, welchen von ihnen sie heiraten solle. Die Freundinnen rieten zu Herrn Dschau, der ihnen am besten gefiel. Und Ju Dschen heiratete ihn. Sie erzählte mir, sie sei sehr glücklich und habe auch schon ein Kind.

Brunhild Lessing und ihre Freundin Ju Dschen

Kurz nach diesem Besuch lernte ich auch Herrn Dschau kennen. Er kam zu meinem Vater, um ihm eine delikate Frage vorzulegen: „Herr Professor, ich werde nach Schantung versetzt. Sie haben dort gewohnt — wissen Sie nicht einen guten und verschwiegenen Arzt?" Mein Vater nannte ihm einen Namen, ohne nach näherem zu fragen. Aber bald darauf sollte sich dieses Geheimnis des Herrn Dschau schrecklich lösen.

Die Frau des „verschwiegenen" Arztes besuchte uns. Und sie erzählte, Dschau habe ihren Mann konsultiert wegen seiner — Lepra!! Das war für mich eine fürchterliche Nachricht. Meine arme kleine Ju Dschen! Sie wußte nichts, kein Sterbenswörtchen von der entsetzlichen Krankheit ihres Mannes — die Lepra ist in ihrem Anfangsstadium nicht zu erkennen, nur der Betroffene spürt sie. Daher auch die Klagen, daß Dschau — sein einziger Fehler — sich gelegentlich sinnlos betrinke . . .

Ich sprach Ju Dschen nicht wieder. Ehe ich ihr dringend etwas mitteilen konnte, mußte ich meine Reise antreten. Sie weiß heute noch nichts über das furchtbare Schicksal, das sie erwartet. Auch sie wird wohl nach Jahrzehnten von der Krankheit ihres Mannes infiziert worden sein. Wahrscheinlich auch ihr Kind. Und schreiben kann ich ihr nicht — Dschau würde den Brief abfangen. Was wollte sie auch machen unter dem Zwang der chinesischen Ehesitten, dem sie trotz aller moderner Lebensweise unterliegt?

*

Im Februar waren wir reiseferkig.

Unsere Fahrt in die Mongolei begann. Das erste, was wir außerhalb der Mauern Pekings spürten, war der immer mehr wachsende Widerstand gegen die Europäer — nicht nur von Seiten der Bevölkerung, sondern auch bei den Behörden. So ist es zum Beispiel höchst unerwünscht, wenn Europäer in China photographieren und filmen; man will, wie ich gelegentlich hörte, die „Schande des Landes" nicht in Europa veröffentlicht wissen. Von uns, die wir nur wissenschaftlichen Aufgaben dienten, wußte die Regierung allerdings, daß wir China nicht schlechtmachen, sondern seine Kultur erforschen wollten.

Desto größer war die Angst der einfachen Mongolen vor dem unheimlichen Apparat. Sie glauben vielfach, aus der Linse schaue sie der „böse Blick" an, und rennen vor der Kamera davon; andere, vor allem Kinder, halten sich die Hand vor das Gesicht, um sich gegen den „unheilvollen Einfluß" des Apparats zu schützen. Das waren Schwierigkeiten, die meine photographische Arbeit oft stark behinderten.

(Fortsetzung in der nächsten Sonntags-Ausgabe)

Das Weib des Schreibers

Von E. O. Single

Als die Mansfelder abgezogen waren, stieg das Weib des Alzeyer Stadtschreibers Balthasar Moterus auf den Boden hinauf, um ihren Ehegatten herunterzuholen, der dort seit drei Tagen zitternd unter einer alten Kutschendecke lag, während sie sich unten nur mit viel Mühe und Geschick den langen Schnurrbart eines sächsischen Obristen von Mund und Leibe hielt. Sie hatten sich wacker aufgeführt, die Mansfelder, die Leute jämmerlich geknebelt, geschunden und gestochen, teils gar zu Tode geschossen, anderen die Hände abgehauen, dem Pfarrer drei Eimer Wasser in den Leib getrichtert, ehrliche Frauen, Kindbetterinnen und Jungfrauen geschändet, und was dererlei Satansdinge mehr sind.

Der Stadtschreiber Moterus konnte zu anderen Zeiten wohl als ein zierlich und gewunden Männlein gelten. Jetzt aber, wie er auf einen Anruf seines Weibes die alte Plane zurückschlug, war sein Gesicht so grün fast wie sein zerknittert Wams, und die Zähne schlotterten ihm im Munde, als hätte er hundert Tage im Eiswasser gelegen. So kochte ihm die Frau auch fürs erste einen warmen Kräutertee, steckte eine heiße Kachel unters Federbett und trug den Verzausten, mehr als er sich selbst noch auf den Beinen halten konnte, zum wohlverdienten Schlummer.

Die Mansfelder waren also glücklich fort, und die Alzeyer weinten ihnen keine Träne nach, schon weil sie keine mehr für sich selbst fanden. Denn nicht jeder hatte es so gut getroffen wie der Stadtschreiber Balthasar Moterus, der ihrem Höllentreiben unter einer alten Kutschendecke hatte lauschen können und dann wieder in sein gewärmtes Bett zu liegen kam. Da fehlte einem ein Auge, dem anderen hatten sie von seinen Federn ein prächtig Feuerchen angezündet, daß er für Wochen von einem Bett nur noch träumen konnte, dem dritten Jauche über das Mehl geschüttet, den Hafer zur Spreu genommen oder von den Dauben der zerschlagenen Fässer die Kessel geheizt.

Es wäre also ein gehäuft Stück Arbeit für den Stadtschreiber gewesen, allen angerichteten Schaden seinem landgräflich fürstlichen Herrn nach Darmstadt zu vermelden, wie die Alzeyer dies jammernd heischten und er selbst es als recht und billig zugestand, nur daß er statt bei den anderen bei sich selbst den Anfang damit machte. Da nämlich von einer geschändeten Hausehre dank seiner Frau kräftigen Armen und einem gut Maß weiblicher List nicht zu berichten war, begann er am nächsten Morgen das Verzeichnis: ‚Was mir von dem Mansfelder Kriegsvolk ist verderbt und geraubt worden' mit einer Aufzählung der Schäden auf seiner Studierstube:, 1 Goldwage zerschlagen, 1 Wagengewicht mitgenommen, 1 Laute mit einem Futter zerschlagen, desgleichen ein Schachspiel mit einer Kapsel . . .' Und fuhr so fort bis ‚2 Paar londische mit Belz gefütterte Handschen', die ihm im Winter sicherlich sehr würden fehlen müssen. Es wurde ein langes wohlabgefaßtes Dokument, das er mit einem schwungvollen ‚Ew. fürstlichen Gnaden pflichtschuldiger untertäniger treuer Diener bis in den Tod, Balthasar Moterus, Stadtschreiber zu Alzey' beendete, um gleich darauf sein Stöcklein mit dem beinernen Knopf zur Hand zu nehmen, mit der Absicht, einen kurzen Gang durch die Stadt zu tun und auch seiner Mitbürger Schäden pflichtgemäß in Augenschein zu nehmen.

Nicht überall kehrte der Stadtschreiber ein. War es irgendwo ganz still in einem Haus, da sonst Kinder gejauchzt und eine Mutter mit ihnen gescherzt hatte, oder schlug noch da und dort der Rauch aus einem ausgebrannten Fenster, so zog er den Kopf ein und drückte sich eilends vorbei. Wurde dagegen irgendwo in einem Grasgarten nur das verscheuchte Federvieh zusammengetrieben oder ein versteckt gehaltenes Borstentier in seinen Stall zurückgebracht, so stellte sich der Schreiber eifrigst hinzu, klopfte mit seinem Stöckchen den Boden, erklärte den Leuten das Kriegsrecht und wo überall es hier übertreten worden. Am Abend aber, heimgekehrt, hielt er seinem Weib mit viel Jammern und Mitleidens Vortrag, was alles in Alzey von den Mansfeldern geschehen und angerichtet sei, aß ein junges Täubchen, das sich noch im Schlage gefunden hatte, und begab sich nach soviel aufregendem Tagewerk von neuem zur Ruhe.

Nun wollte es aber der Zufall, daß sich noch in der gleichen Nacht ein versprengt Trüpplein Kaiserlicher von Mainz her kommend nach Alzey verirrte, an den Toren nur schwachen Widerstand fand und schließlich fast unbehelligt in die schlafende Stadt gelangte. Böhmen waren es diesmal, Slowacken, übles Volk, von denen keiner auch nur ein Wort deutsch konnte, bis auf einen jungen Fähnrich, der auf der hohen Schule in Prag ein paar Brocken aufgeschnappt und diese im Laufe der Zeit um ein weiteres an gottsjämmerlichen Flüchen vermehrt hatte. Dieser war es auch, der als erster im Hause des Stadtschreibers ein verstecktes Licht entdeckte und als niemand öffnete, die Pferdehufe gegen die niederen Fensterläden trommeln ließ.

*

Wenn nun in Kriegszeiten nachts die Rosse gegen einen Laden anspringen, so weiß man, was die Uhr geschlagen hat, und dem Stadtschreiber Moterus, der eben noch von Täubchen und Liebfrauenmilch geträumt, wurde dieses Getrommel zu einem üblen Erwachen. „Ich setz' mich unter die große Bütte!" raunte er heiser und sprang so geisterbleich wie sein wallendes Nachthemd aus dem Bett, indeß seine Frau sich eben einen Mantel überwarf und die Tür zu öffnen ging.

Der Fähnrich war ein galanter Mann. Als er das junge Weib im Licht näher betrachtet hatte, zog er seinen Eisenhut zu einem tiefen Kratzfuß und verlangte Wein. Zwei andere, die gleich ihm das Haus des Stadtschreibers als Quartier für diese Nacht ausersehen, schlugen draußen in der Küche schon die Eier in die Pfanne. Die Frau brachte den Wein, rückte noch den Laib Brot zurecht und begab sich zurück in ihre Kammer, deren Tür sie zweimal verschloß und schließlich sogar noch mit einer schweren Truhe von innen verrammelte.

So verging über Essen und Trinken eine gute Stunde, bis der Fähnrich sich auf seine junge Wirtin besann. „Mord und Brand!" fluchte er. „Sie hat sich eingeschlossen!" rannte mit seinem breiten Buckel gegen das Holz und machte einen Riesenspektakel. Plötzlich aber — sie hätte sicher auch nicht mehr lange Widerstand geleistet — öffnete sich die Kammertür von selbst, und das Weib des Schreibers trat an die Schwelle. Als sähe sie den Fähnrich nicht, ging sie an diesem vorüber, rief zweimal laut, daß es durch das ganze Haus schallte: „Balthasar!" Schritt schließlich, als keine Antwort erfolgte, immer begleitet von dem erstaunten Fähnrich, eine Treppe hinauf und warf dort mit den Füßen einen großen Holzzuber um, unter dem der zusammengekauerte Stadtschreiber zum Vorschein kam. „Steh' auf!" sagte sie ruhig und gelassen, „die Anderen haben dir deine Handschuhe gestohlen und die Goldwage kaputtgeschlagen, die wollen jetzt an dein Weib. Nimm' die Pistole und brenn' ihnen eins auf, den Weiberschändern . . ."

Der Stadtschreiber riß entsetzt die Augen auf und blinzelte ins Kerzenlicht:

„Warum streitest du mit den Leuten? Sei doch freundlich zu den Herren!" wimmerte er mit einem hündischen Blick auf den Fähnrich und verbarg das Gesicht zwischen den Knien. Da stand das junge Weib lange Zeit wie in Gedanken da, dann ließ sie die Bütte wieder über den Stadtschreiber fallen und nahm den Fähnrich beim Arm: „Kommt, ich will freundlich zu Euch sein!" Sprachs und stieg mit dem Fremden die Treppe hinab.

Am anderen Morgen fand man den Fähnrich entseelt in der Kammer, in der Stirn ein schwarzes Kugelloch. Die Frau aber blieb verschwunden, obgleich der Stadtschreiber, den die anderen unter seinem Zuber nicht entdeckt hatten, sie später lange und unter großem Lamento suchte.

Auch die weiteren Fährnisse des Krieges überstand der Schreiber glücklich. Er avancierte noch zum Hofbeamten und starb erst viele Jahre danach am Zipperlein.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

„PEER GYNT"

auf der Bühne und im Film

Von Josef Stolzing-Cerny

Henrik Ibsens „Peer Gynt", der im Spätsommer 1867 vollendet wurde, konnte in der Form, die ihm sein Schöpfer gab, nicht für die Bühne gedacht sein, obschon er vom Anfang bis zum Ende von einem kräftigen dramatischen Puls belebt wird, der allerdings in den eingestreuten lyrischen und satirischen Stellen sowie im vierten Aufzug auszusetzen droht. Dazu kommen die symbolischen Gestalten, die eigentlich als Versinnlichungen der Gedankenwelt des Helden zu denken sind, mit denen jedoch der naive Zuschauer nichts anzufangen weiß. Lese ich ein Drama, so kann ich mich durch Nachdenken in mir unverständliche oder unklare Stellen hineinleben, im Theater oder im Kino habe ich dazu keine Zeit. Beim Lichtspiel kommt noch dazu, daß hier das Hauptgewicht im Bilde liegt, daß der möglichst knapp zu haltende Dialog, also das gesprochene Wort, nur ausdeuten, unterstreichen darf, wogegen auf der Bühne das Wort den entscheidenden Vorrang hat. Ibsen scheint es übrigens selbst gefühlt zu haben, daß sein „Peer Gynt" ein sogenanntes Lesedrama sei, denn unterm 24. Februar 1868 schrieb er an seinen Freund und Verleger Frederik Hegel: „Warum kann man das Buch nicht als Gedicht lesen? Denn als ein solches habe ich es doch geschrieben." Er sagt also ausdrücklich Gedicht und nicht Drama. Aber auch der bloße Leser wird sich im „Peer Gynt" genau so wie im II. Teil des „Faust" ohne Kommentar nicht zurecht finden.

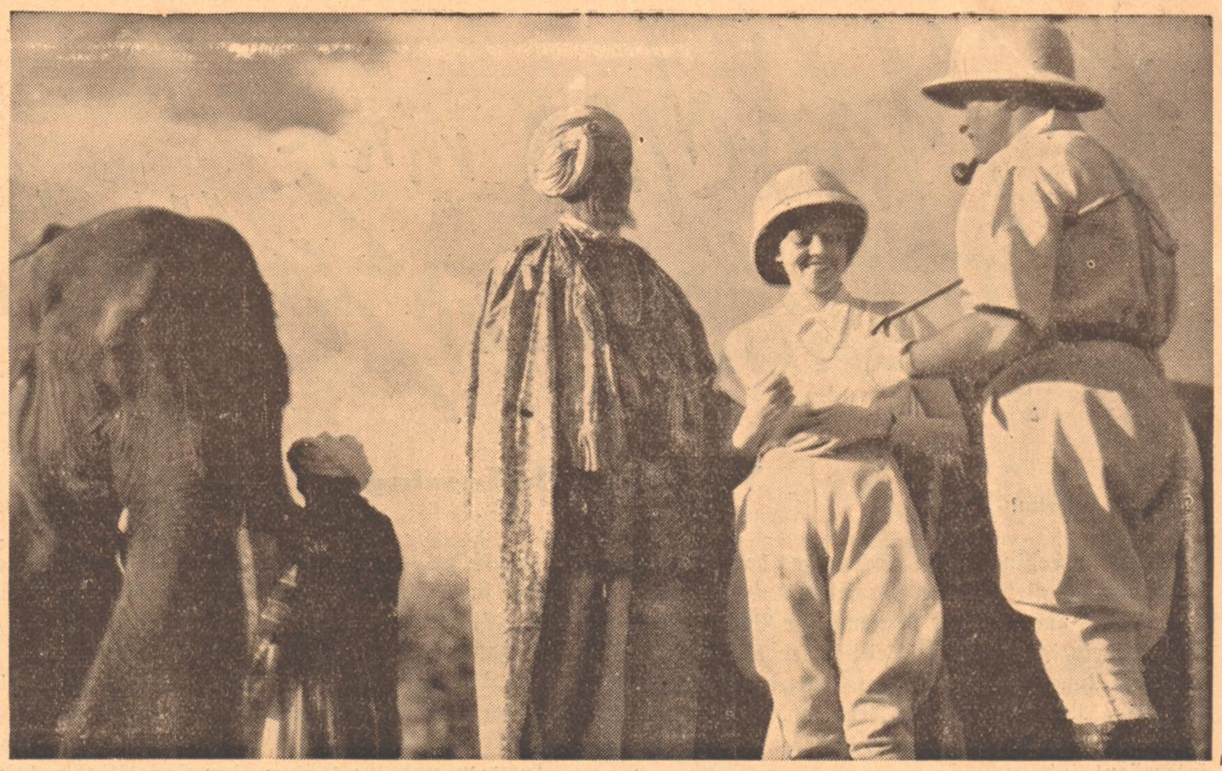
Peer Gynt und Mutter Aase
Hans Albers und Lucie Höflich in dem Bavaria-Tofa-Film, der jetzt fertiggestellt wurde

In einem Büchlein „Ibsen, Peer Gynt, Der große Krumme und ich", das 1914 in Berlin erschien, setzte sich Dietrich Eckart in humorvoller Weise mit seinen alten Widersachern in der Berliner Presse auseinander, die sich vergeblich bemüht hatten, den durchschlagenden Erfolg, den seine „Peer-Gynt"-Nachdichtung am 18. Februar 1914 im königlichen Schauspielhaus zu Berlin errungen hatte, möglichst zu verkleinern. In seinem Vorwort zu diesem Büchlein „Kurze Nachricht von dem uralten sogenannten Fuchs-Thurn bey Jena und den daselbst getroffenen Einrichtungen", welcher Stoßseufzer von einem Johann Ernst Basilius Wiedeburg, einem Altvordern der Frau Dietrich Eckarts, im Druck veröffentlicht wurde, finden wir folgenden Satz: „Der seit langen Zeiten kaum ohne Lebensgefahr zu erkletternde Berg kann nun, von Ziegenhayn aus, nicht nur bequem von Fußgängern bestiegen, sondern auch beritten und befahren werden . . ." So fand auch unser Eckart den Schlüssel zum „Peer Gynt". Ob er der richtige ist, bleibe dahingestellt, die Hauptsache ist, daß er aufschließt.

Knapp gefaßt, ist es einerseits das Traumhafte der Welt als Vorstellung, das sich in der Dichtung Ibsens widerspiegelt, andererseits ist nach Dietrich Eckart Peer Gynt der Typus des Genies. „Peer Gynt", schreibt Eckart wörtlich, „zersprengt erst im Tode bewußt den Trug der Welt (und zwar — man bemerke das wohl — in jenem entscheidenden Moment, da er durch den Ausdruck seines höchsten Mitleides, mit Solveig, aus dem Unbewußten ins Bewußte geworfen wird), aber gerade das unbewußte Durchschauen der Wahnwelt ist ihm schon von frühester Jugend an zu eigen und haftet an ihm sein ganzes Leben hindurch."

Es versteht sich von selbst, daß man den Filmstreifen mit einer solchen Gedankenwelt nicht belasten kann, da die Breite der dramatischen Gestaltung durch das gesprochene Wort einem aufs äußerste kurz gehaltenen Dialog weichen muß und sich das Unwirkliche der symbolisch gedachten Erscheinungen nicht recht glaubhaft darstellen läßt. Was soll der Kinobesucher mit der Grünen, dem Dovrealten, Fürsten der Trolle, mit den Trollen selbst, dem großen Krummen, dem Knopfgießer und dem Mageren anfangen? Ist schon die Aufführung eines Stückes, das ins übersinnliche hinüberspielt, eine sehr schwierig zu lösende Aufgabe, dem zweidimensionalen Film kann sie bei dem heutigen Stande seiner Technik überhaupt nicht gestellt werden. Dazu erfordert die Eigenart des Filmdialoges, daß alle Wechselreden, die mehr betrachtender, den Gang der Handlung weltanschaulich erläuternder Natur sind, wegfallen müssen; ebenso wie man im Film keinen Monolog bringen kann.

Trotzdem blieben auch im Film Charakter und Erscheinung des Helden unangetastet; er ist derselbe Phantast wie im Drama, der sich in eine Vorstellungswelt hineingelebt hat, die zwischen Traum und Wirklichkeit hin und her pendelt, woraus jedoch immer wieder sein Humor hervorbricht. Mußten aber die gespenstischen Erscheinungen wegfallen, so tritt uns im ersten Teil des Films dafür die gewaltige Landschaft Norwegens in ihrer ganzen düsteren Erhabenheit entgegen mit ihrer seltsamen, an Rembrandts Hell-Dunkel gemahnenden Beleuchtung, und so verstehen wir aus ihr auch Gestalten wie die Peer Gynts und seine Landsleute. Diese Aufnahmen wurden in Norwegen selbst gemacht, der Gang der Handlung ziemlich unverändert gehalten; mit dem Tode der alten Aase, der Mutter des Helden, schließt der erste Teil, der also die ersten drei Aufzüge umfaßt.



Peer Gynt in Aegypten

Der vierte Aufzug im Drama, auf afrikanischem Boden spielend, schildert uns, wie Peer Gynt, der nach dem Hinscheiden seiner Mutter die Heimat verließ, inzwischen ein steinreicher Mann wurde. Mit welch bedenklichen Mitteln, erzählt er bei einem Sektgelage den vier Weltreisenden. Aus dem Phantasten der Jünglingsjahre, der nicht einmal einen ganzen Anzug sein Eigen nannte, ist ein Millionär geworden; Peer Gynt, dessen das Leben bejahende wilde Sinnlichkeit sich im ersten Teile zeigt (Szene mit den drei Sennerinnen, ferner in der Halle des Dovrealten und in dem Raub und in der Verführung der Ingrid) hat sich nun die Scheinwelt der Macht und des schwelgerischen Genusses erobert. Dietrich Eckart bemerkt dazu, daß der Auftritt mit den vier Weltreisenden am besten wegfallen möge; in der Tat, der darauf folgende zweite Auftritt mit der Anitra macht ihn für das Theater überflüssig, und zudem sind die etwas länglich geratenen Berichte Peer Gynts über seine geschäftlichen Transaktionen und sein langer Schlußmonolog nach der Explosion seines Schiffes höchst undramatisch.

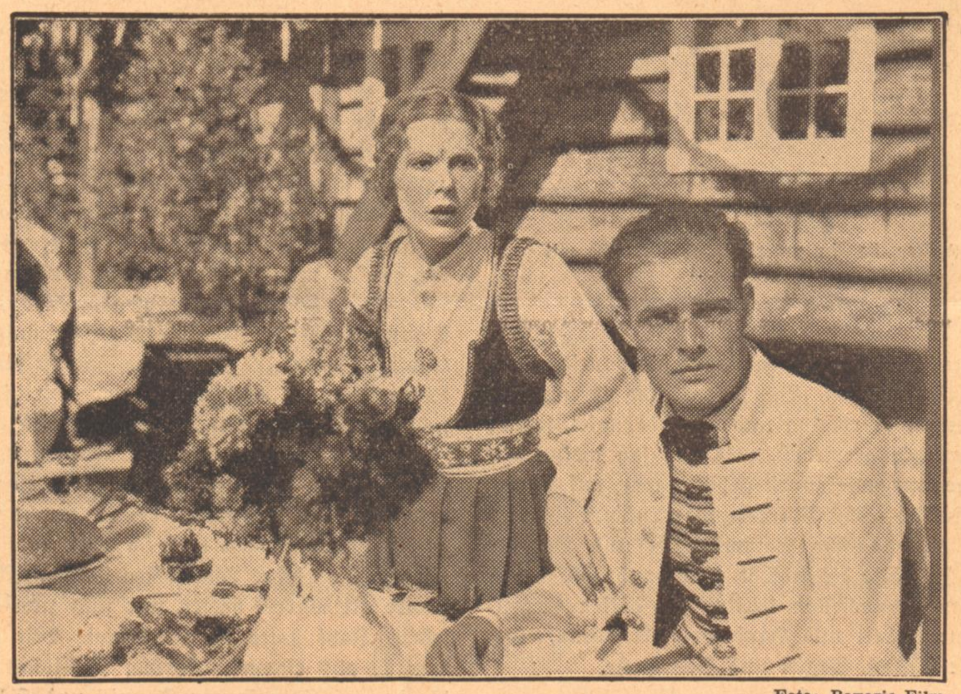


Foto: Bavaria-Film

Ingrids Verlobung
Ellen Frank (Ingrid) und Alfred Döderlein (Mats Moen) in dem Bavaria-Tofa-Film „Peer Gynt"

Anders im Film. Man kann dem Kinopublikum nicht zumuten, daß es sich zu Beginn des zweiten Teiles einfach mit der Tatsache abfindet, daß der Held inzwischen ein Krösus wurde, es will diesen Aufstieg sehen. So sieht es denn auch, wie er — hierzu durch das Abenteurerpaar Parker und Agga veranlaßt — in ein gesunkenes Schiff hinabtaucht, um daraus den Goldschatz zu heben, und wie sich aus dem Phantasten immer schärfer ein Großspekulant entwickelt, der zwar nicht, wie er in seiner Jugend träumte, Kaiser der Welt, wohl aber ein erster Herrscher in dem Reich des Mammonismus wird. Bis er zu der Erkenntnis kommt, wie er sich in seinem Golddurst erbaute, in dem grausamen Wahne, sich selbst genug zu sein. Aus dieser Wandlung heraus verschenkt er seinen ganzen Reichtum, alle seine Fabriken und Unternehmungen an seine Angestellten und Arbeiter, um so bettelarm, wie er einst die Heimat verließ, wieder in sie zurückzukehren. Dort erwartet ihn Solveig, die Jugendgeliebte, die ihm treu seinen Hof bewahrt und gehütet hat. Er hat den Weg zur Heimat gefunden...

Aus dieser knappen Skizze scheint sich zu ergeben, daß der Film von der Dichtung beträchtlich abweicht. Tatsächlich wird jedoch das bildhaft gezeigt, was Peer Gynt in dem vorhin erwähnten Monolog über seine phantastischen Wirtschaftspläne (S. 147 bei Eckart) breitspurig ausführt. Weggelassen wurde die Szene mit den Irren, die dem Publikum ebenso unverständlich bleiben würde, wie sie im Film geradezu abstoßend wirken müßte.

Bei Ibsen und Eckart stirbt Peer Gynt in den Armen Solveigs, „die das Spiegelbild seines augenblicklich reinen Fühlens", das Göttliche, Ewige in ihm bedeutet. Im Film ist der Schluß, wie schon vorhin gesagt, ein anderer; er wurde mit Rücksicht auf das Empfindungsvermögen des Kinopublikums so gehalten, das nun einmal auf einen guten Ausgang ernster Filme versessen ist und dem man auch im Film den Kern der Tragödie des Helden nicht verständlich genug darstellen kann.

Daß die schöne Musik, die Edvard Grieg in tiefer Einfühlung zu der großen Dichtung seines Landsmannes komponierte, die stimmungsmäßige Untermalung des Films bildet, versteht sich von selbst.

Maximilian Graf von Spee / Von Claus Fein

Zum 20. Male jährte sich gestern der denkwürdige Tag der Seeschlacht von Falkland. Einer der düstersten Tage in der Geschichte der deutschen Kriegsmarine: bis auf ein einziges Schiff fällt das gesamte ostindische Kreuzergeschwader einem weit überlegenen Gegner zum Opfer. Gleichzeitig aber ist der Name Falkland unlöslich verbunden mit den Begriffen: hellstrahlendes Heldentum, unvergängliche Glorie: Der 8. Dezember 1914 ist einer der stolzesten Tage in den Annalen der deutschen Marine.

Graf Spee zählte zu den hervorragenden Führern der jungen deutschen Marine, deren Wiege fern vom Meeresstrand stand, und die sich gleichwohl von frühester Jugend an aus ganzem Herzen zum Seemannsberuf hingezogen fühlten. Am sonnigen Ufer des Rheins stand die Burg seiner Väter. Er selbst war am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren. Im Jahre 1878 legte er in Kiel die Kadettenprüfung in der Marineschule ab.

Mit manchem anderen berühmten Mann teilte auch er das Schicksal, daß ihm seine Lehrer auf der Schule keine glänzende Zukunft voraussagten. So sehr auch seine Erzieher und Vorgesetzten seinen einwandfreien vornehmen Charakter, seine vorbildliche Pflichttreue und seine Hingabe an den künftigen Beruf anerkannten, so galt er ihnen doch als von Natur aus nicht sonderlich begabt und für die erwählte Laufbahn nicht gerade hervorragend geeignet. Durch unermüdlichen Fleiß, verbunden mit seltener Pflichttreue und eiserner Strenge gegen die eigene Person, gelang es ihm jedoch, sich im Verlauf der Zeit durchzusetzen. Als reifer Mann endlich erreichte er zu seiner Genugtuung die dienstliche Qualifikation, die ihn „als zu den höchsten Führerstellen befähigt" bezeichnete.

Graf Spees ganzes Leben gehörte dem Seedienst. Freiwillig bewarb er sich um Bordkommandos, die ihn oft für lange Zeit dem Kreise seiner Familie in fremde Lande entführten. Kehrte er von einer seiner zahlreichen überseeischen Fahrten zurück so eilte er sofort zu seinen Angehörigen. Im engen Familienkreis zeigte sich der sonst meist wortkarge Mann gesprächig. In atemloser Spannung folgte sein bester Kamerad, die Gräfin, die beiden heranwachsenden Söhne und die Tochter seinen begeisterten Schilderungen der Tropen.

Gerade diese anschaulichen Berichte über den liebgewonnenen Dienst, der aus jedem seiner Worte sprechende Stolz über seine Zugehörigkeit zu unserer prächtigen Marine, die zauberische Märchenpracht ferner Küsten und Gestade hatten in seinen beiden Söhnen Heinrich und Otto den Entschluß reifen lassen, den Beruf des Vaters auch zu dem ihren zu machen.

Die Geschichte der deutschen Flotte weist wenig Beispiele auf, bei denen die beiden einzigen Söhne eines Seeoffiziers sich ebenfalls dem Flottendienst gewidmet haben. Einmalig ist es, daß ein Vater mit seinen zwei Söhnen am gleichen Tag, fast zur selben Stunde, nach ruhmvollen, heldenmütigem Kampf mit einem weit überlegenen Gegner den Tod in den Wellen gefunden hat und damit ein altes adeliges Geschlecht in seinem ganzen Mannesstamm erlosch.

Als Nachkomme jener Recken, von denen die rheinische Sage aus grauer Vorzeit berichtet, tritt uns Graf Spee äußerlich entgegen. Hoch von Gestalt, breitschulterig und mit derben Knochen, die Kraft verraten, schreitet er mit schallendem Schritt über die Planken seines Schiffes. Harmloser Spott seiner Kameraden führt seine bolzenstracke Haltung auf die Mär zurück, er habe einmal einen Ladestock verschluckt.

Gütig und offen blicken seine blauen Augen in die Welt. Das Spiegelbild einer reinen und edlen Seele, deren tiefsinniger Gottesglaube auch über die düsteren Stunden, wie sie der Alltag jedem bringt, hinweghilft.

Ueppiges dunkelblondes Haar umrahmte die hohe breite Stirn. Ein kurzer Spitzbart deckte das kantige Kinn. Seine Bewegungen waren ruckartig. Ruckweise hob sich beim Sprechen das Kinn. Bisweilen schien seine Rede polternd.

So wohlwollend im allgemeinen sein Blick sein mochte, die Augen konnten frostig und unnahbar werden, wenn sie eine Nachlässigkeit im Dienst feststellten. Streng mit sich selbst, forderte Graf Spee auch von seinen Untergebenen rückhaltlose Pflichterfüllung. Eiserne Manneszucht war ihm selbstverständliche Notwendigkeit.

Nicht immer war es leicht, Dienst zu tun unter seinem Kommando. Weder für Offiziere noch für die Mannschaft. Aber alle wußten, daß das, was er von ihnen verlangte, notwendig war, um die Seetüchtigkeit und Kampffähigkeit des Schiffes, des Geschwaders aufrechtzuerhalten.

Neben seinem liebenswürdigen Wesen und seiner feinen Denkungsart gewann er sich die Herzen seiner Untergebenen durch seine bekannt strenge Gerechtigkeitsliebe. Das anerkannte nicht nur dankbar die Mannschaft, sie ließ ihn auch das Vertrauen seiner Kameraden gewinnen, die ihn mit Vorliebe zum Vermittler und Schiedsrichter bei Unstimmigkeiten erwählten.

Einem nach reiflicher Ueberlegung gefaßten dienstlichen Entschluß ließ er ungern mit Widerspruch begegnen. Konnte aber der Widersprechende für seine gegenteilige Meinung triftige Gründe anführen, so ließ er sich von dem Gewicht der Gegengründe überzeugen und beharrte nie eigensinnig auf einer vorgefaßten Meinung.

Das gleiche Recht aber, das er bei Besprechungen den ihm untergebenen Offizieren einräumte, beanspruchte er bei dienstlichen Beratungen seinen Vorgesetzten gegenüber auch für sich. Mit freimütiger Offenheit trat er ihren Anordnungen und Plänen entgegen, soweit er sie als verfehlt oder nicht zweckmäßig erachtete. Immer erfolgte jedoch sein — wenn auch sachlich noch so nachdrücklicher — Widerspruch in der gewandten und höflichen Form des Weltmannes, der seine gute Erziehung auch im späteren Leben nicht verleugnen konnte.

Die Bedeutung und die Aufgabe unserer Marine erblickte Graf Spee nicht nur für den Kriegsfall. In Friedenszeiten hatte sie seiner Auffassung nach den Zweck, die Auslandsdeutschen und ihren Besitz in fremden Ländern, vor allem aber den sich immer weiter ausdehnenden deutschen Welthandel zu schützen und die Verbindung zwischen der Heimat und den Kolonien aufrechtzuerhalten. Sein weltkundiges Wesen und seine tiefgründigen Kenntnisse der überseeischen Verhältnisse machten ihn zu einem gern gesehenen Gast bei unseren Kolonisten. Brachte er ihnen doch bei seinen Besuchen durch seine ganze Persönlichkeit einen Hauch der lieben alten Heimat mit.

Auf Grund eigener Wahrnehmungen und Beobachtungen bei seinem wiederholten Aufenthalt in unseren überseeischen Besitzungen hatte er deren volkswirtschaftlichen Wert für das deutsche Volk erkannt. Infolge dieser Ueberzeugung trat er als eifriger Anhänger und Verfechter des Kolonialgedankens auf.

Wenn die Person dieses deutschen Seehelden mit wenig Zügen gezeichnet werden soll, so kann das nicht besser geschehen, als durch die zwei Worte: „Furchtlos und treu".

Mit seltener aufopfernder Treue widmete Graf Spee sein ganzes Leben dem Dienst in der Kaiserlichen Marine.

Treue bewahrte er bis zum letzten Atemzug seinem Obersten Kriegsherrn.

Treue der stolzen deutschen Kriegsflagge, die mit ihm in die Wogen sank.

Furchtlos sah er stündlich dem sicheren Tod ins Auge seit jenem Tag als ihn auf offener See die Kunde von dem Ausbruch des Weltbrandes erreichte.

Furchtlos führte er bei Coronel sein Geschwader an den ebenbürtigen Feind und erkämpfte durch kluge Strategie den ersten deutschen Seesieg über das meerbeherrschende Britannien.

Furchtlos stellte er sich bei den Falkland-Inseln mit seinen Schiffen den weit überlegenen englischen Panzerkreuzern und nahm trotz der Ungleichheit der Streitkräfte den Kampf auf.

Furchtlos deckte er mit der Scharnhorst und Gneisenau den kleinen Kreuzern den Rücken, um sie nicht vergeblich opfern zu müssen.

Furchtlos warf er die Scharnhorst allein dem Feind entgegen, die schwer beschädigte Gneisenau zu retten.

Furchtlos, im Vertrauen darauf, daß der Herrgott ihm ein gerechter und milder Richter sein werde, trat er die große Reise ins Jenseits an.

„Es hat mancher viel Gutes, aber nie einer Schlechtes von ihm gesagt", heißt es in dem Nachruf, den ihm die deutsche Marine weihte.

Badisches Schach

Folge 49 9. Dezember 1934

Jugend auf den 64 Feldern

Durch die Einführung des Schachspiels in den Schulen hat sich die Zahl der jugendlichen Anhänger der Schachgöttin Caissa bedeutend vermehrt. Schon immer hat das königliche Spiel unsere Jugend in seinen Bann gezogen. In unserer badischen Schachgeschichte haben wir selbst das beste Beispiel dafür. Verschiedene unserer Badischen Meister haben sich schon zu einer Zeit, in der sie noch die Schulbank drückten, die ersten Sporen verdient. Ich denke hier nur an Lauterbach-Mannheim und die drei Karlsruher Barnstedt, Eisinger und Kunitzky, deren damaliges Schach schon weit über die kümmerliche Strategie hinausgewachsen war, die nur darauf sieht, daß im nächsten Zug nichts platzt. Allerdings wird man immer darauf bedacht sein müssen, daß das Interesse für das Schachspiel nicht das oft nur minimal vorhandene Interesse für die Hauptfächer selbst vollends erstickt. Diese Gefahr ist aber nicht sehr groß, im Gegenteil, der Lehrer hat im Schachspiel selbst die beste Handhabe um den Schüler auch auf den anderen Gebieten zu größeren Leistungen anzuhalten. Die Drohung: „Du darfst nur dann bei uns schachspielen, wenn auch deine sonstige Leistungen annehmbar sind", wird in manchem Fall Wunder wirken.

Anschließend bringen wir die beachtlichen schachlichen Leistungen zweier Quartaner.

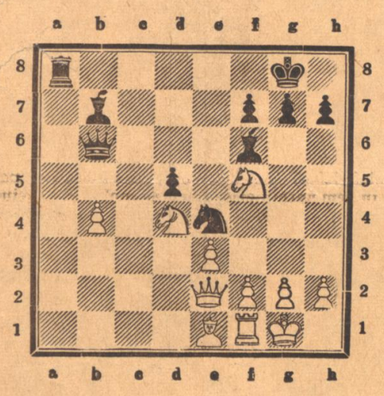
Aus der 2. Simultanvorstellung Dr. Aljechins in Karlsruhe, im November 1934

Damengambit

Weiß: Dr. Aljechin
Schwarz: Otto Westermann (Helmholtzschule Khe.)

1. d2—d4 d7—d5	2. c2—c4 c7—c6
3. Sg1—f3 e7—e6	4. e2—e3 Sg8—f6
5. Lf1—d3 d5×c4[1])	6. Ld3×c4 b7—b5
7. Lc4—b3 a7—a6	8. a2—a4 Lc8—b7
9. 0—0 Lf8—e7	10. Sb1—d2 0—0
11. Dd1—e2 Sf6—d5	12. Sd2—e4 Sb8—d7
13. Se4—g3 Dd8—c7	14. Lc1—d2 c6—c5![2])
15. a4×b5 a6×b5	16. Dc2×b5 Lb7—c6
17. Db5—e2 Dc7—b6!	18. Lb3×d5 e6×d5
19. Sg3—f5 Le7—f6	20. d4×c5 Sd7×c5
21. Ta1×a8 Tf8×a8	22. Sf3—d4 Lc6—b7!
23. b2—b4 Sc5—e4	24. Ld2—e1[3]) g7—g6!

Stellung nach dem 24. Zug von Weiß:



25. Sf5—h6† Kg8—g7	26. Sh6—g4 Lf6×d4
27. e3×d4 Lb7—a6	28. De2—a2 Db6—b7!
29. b4—b5 Db7×b5!	30. Sg4—e3 Db5—c6
31. Da2×d5 Dc6×d5	32. Se3×d5 La6×f1
33. Kg1×f1 Kg7—g8	34. f2—f3 Se4—d6
35. Le1—b4 Sd6—b5	36. Lb4—c5 Ta8—d8
37. Sd5—e7† Kg8—g7	38. Se7—c6 Td8—d7
39. Kf1—e1	

Auf Vorschlag des Weltmeisters Dr. Aljechin remis gegeben.

Anmerkungen:

[1]) Er weiß schon Bescheid, wie man das Problem der Entwicklung des Damenläufers löst!

[2]) Mit Recht gibt Schwarz einen Bauern um zur günstigen Entwicklung seiner Streitkräfte zu kommen.

[3]) Weiß hat zwar seinen Mehrbauern behauptet, aber um welchen Preis! Mit seinem nächsten Zug ergreift die Schwarz kräftig die Initiative und wirft die weißen Figuren zurück.

Gegen die stärkste deutsche Schachspielerin Sonja Graf hat der Quartaner H. Sommermeier folgende hübsche Partie gespielt.

Wiener Gambit

Weiß: Horst Sommermeier, Altona
Schwarz: Frl. Sonja Graf, München

1. e2—e4 e7—e5	2. Sb1—c3 Sb8—c6
Besser ist Sg8—f6!	3. f2—f4!

Die schärfste Fortsetzung! Ruhige Spielweisen entstehen nach 3. Lc4 oder 3. g3.

3. — — — e5:f4	4. Sg1—f3 Lf8—c5

In dieser Variante des Wiener Gambits muß Schwarz sich schon zu g7—g5 entschließen. Nach dem Läuferzug erhält Weiß ein starkes Zentrum und damit das überlegene Spiel.

5. d2—d4 Lc5—b4	6. Lf1—c4 Sg8—f6
7. Dd1—b3 0—0	8. 0—0 d7—d6

Angebrachter war sofort Sa5.

9. Lc1:f4 Sc6—a5	10. e4—e5

Dieses frühzeitige Vorgehen erleichtert die schwarze Lage. Nach Lg5 wäre Schwarz in große Verlegenheit gekommen. Die Fesselung in Verbindung mit der offenen f-Linie müßte sich schnell entscheidend auswirken, zumal Schwarz wichtige Verteidigungsfiguren abseits stehen hat.

10. — — — Lb4—c3:	11. b2:c3 d6—d5
12. e5:f6 d5:c4	13. Dd3—d2 Dd8—f6:
14. Lf4:c7 Sa5—c6	

Weiß hat jetzt große Vorteile erlangt. Seine Figuren haben offene Linien und können daher zur größten Kraftentfaltung kommen. Außerdem bildet der freie d-Bauer eine gewaltige Stärke.

15. Lc7—e5

In überlegenen Stellungen soll man nach Möglichkeit eine gute Figur nicht gegen eine schlechte tauschen, da sich sonst der Vorteil vermindert. Der Läuferzug erschwert den Gewinn ganz bedeutend. Viel besser war 15. d5! Sd8 16. Le5 usw. Der schwarze Springer hätte dann einen schlechten Platz erhalten, während der weiße Läufer sehr gut zu stehen kam.

15. — — — Sc6:e5	16. Sf3:e5 Df6—a6
17. Dd2—f4 Lc8—e6	18. Df4—h4 Ta8—d8
19. Tf1—f2 Da6—a3	20. Dh4—g3 b7—b5
21. Dg3—e3 b5—b4?	

Nach diesem Fehlzug führt Horst Sommermeier die Partie konsequent zum Siege.

22. Se5—c6 b4—b3

Schwarz gibt statt des Bauern lieber die Qualität.

23. Sc6:d8 Tf8:d8

Stärker war zunächst b3—b2!

24. c2:b3 c4:b3	
25. De3—c1	

Amüsant ist noch, wie Schwarz dem dauernden Damentauschangebot ausweicht.

25. — — — Da3—e7	26. a2:b3 Le6:b3
27. Dc1—a3 De7—e6	28. Da3—a7: h7—h6
29. Ta1—c1 Lb3—c4	30. Da7—c5 De6—e3
31. Dc5—a3 Kg8—h7	32. Da3—b2 Td8—b8
33. Db2—d2 De3—e4	34. Dd2—f4 De4—e8
35. Df4—e5 De8—f8	36. b4—b5 Df8—a3
37. De5—e4† Kh7—g8	38. De4—f4 Tb8—b7
39. Tc1—e1 Da3:c3	40. Te1—e8† Kg8—h7
41. Df4—f5† g7—g6	42. Df5:f7†

Auf hübsche Weise ist es dem kleinen Sommermeier gelungen, den Damentausch zu erzwingen.

42. — — — Tb7:f7	43. Tf2:f7† Dc3—g7
44. Tf7:g7† Kh7:g7	45. b5—b6 Kg7—f7
46. Te8—e7†	

Einfacher war natürlich b6—b7.

46. — — — Kf7—f8	
47. Te7—a7 Schwarz gab auf.	

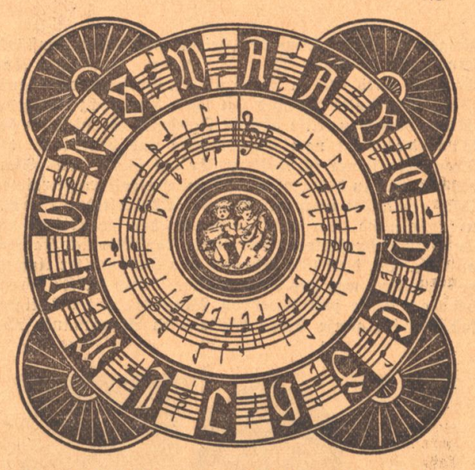
Anmerkungen nach dem Novemberheft des „Schachecho".

Leider hat sich in dem Zweizüger von H. Neuhaus (Problem Nr. 40) der Druckfehlerteufel betätigt. Der eine weiße Läufer gehört nach a1 statt c1. Da wir Wert darauf legen, daß möglichst viele unserer Leser dieses schöne Stück kennen lernen, geben wir die Stellung noch einmal in Typen.

Weiß: Kg7, Dg5, Tc3, h4; La1, b3; Sb7, f7; Bb6, d2, d3, f3, f5; Schwarz: Kd4, Ta7, Lf4, h1; Sg4, g6; Bf6.

Rätselecke

Musikproblem



Es handelt sich darum, den Text der Notenschrift auf dem Notenband zu entziffern; als Schlüssel hierfür dienen die darüber umlaufenden Buchstaben mit den zugehörigen Noten. Jede Note im Notenband gilt als ein Buchstabe. Die gefundene Buchstabenfolge ergibt dann die Anfangsstrophe eines Liedes aus der Oper „Zar und Zimmermann".

Silbenrätsel

Aus den Silben:

bre — chei — cher — da — dar — de — di — din — dot — eis — en — en — en — en — ga — ge — i — i — in — jah — ka — ku — la — lan — le — li — li — li — li — man — marck — na — na — nas — o — on — pa — po — ra — ra — ran — re — ro — sau — sit — so — stan — ta — te — te — thal — tich — tor — tu — val — wa — wo — woi — ze sind 19 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben eines jeden Wortes der Reihe nach gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutungen:

Polnischer Beamter
Erzählung
Europäisches Königreich
Stadt in Chile
Schlachtort des Weltkriegs
Destillationsgefäß
Oper von Puccini
Schweizer Alpental
Rumänische Landschaft
Vater der Fliegerei
Staat in Amerika
Franz. Kaiser
Stadt an der Lahn
Indischer Fürst
Schiffsart
Kirchensonntag
Papageienart
Feldzeichen
Asiatisches Weltreich

Irrgarten

Die Wege dieses Irrgartens sind so zu durchlaufen, daß jeder Weg nur einmal beschritten wird und nirgends eine Ueberschneidung stattfindet.

Vexierbild

Ach, dort ist ja noch die Frau, die den schönen Strauß gebracht hat!

Für gute Rechner

Man suche eine Zahl, die um ebensoviel kleiner als 36 ist, wie ihr Quadrat (d. h. die Zahl mit sich selbst multipliziert), größer als 36 ist.

Auflösungen.

Silbenrätsel: Haß — Ernte — Inland — Nähe — Riese — Inflation — Christ — Abend — Nadir — Antwort — Chef — Krieg — Einzahl — Recht: „Heinrich Anacker!"

Rechenkunst: 12.

Silbenrätsel: 1 Monat, 2 Ignatieff, 3 Salami, 4 Sperling, 5 Türkis, 6 Rosette, 7 Armband, 8 Untergrundbahn, 9 Ebene, 10 Notizbuch, 11 Illimani, 12 Saline, 13 Trommel, 14 Schellfisch: Mißtrauen ist schleichendes Gift.

Bilderrätsel: Reise ins Schlaraffenland.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Karte, 4 Kadel, 7 Elemi, 8 Urban, 9 Kap, 10 Senat, 12 Perle, 14 Basel, 17 Fehde, 20 Ida, 21 Indra, 22 Leuna, 23 Ernte, 24 Eifel. — Senkrecht: 1 Krebs, 2 Rhein, 3 Edikt, 4 Krupp, 5 Biber, 6 Lanze, 11 Ale, 13 Ehe, 14 Brise, 15 Sedan, 16 Liane, 17 Falke, 18 Hauff, 19 Email.

Polizeiliche Ehestiftung / Von Hermann Eris Busse

In einem Weinort nahe bei Knitzingen ereignete sich die ergötzliche Herbstgeschichte. Der „Neue" war just in dem süffigen Stadium, wo man ihn „Kretzer" nennt, Männlein und Weiblein genossen ihn mit der Inbrunst und Zeitlosigkeit, wie man verbotene Liebe genießt, man weiß, bringt unter Umständen Schaden, aber sie mundet süß mit einem kleinen interessanten Beigeschmack, was man eben beim neuen Wein „kretzen" heißt. In dieser Zeit drückt man, wenn ein Wanderer auf der Landstraße nicht eben in der Gräte wie ein Mitglied des Kriegervereins, ein Auge zu, denn Schandarm und andere harmlose Leute wissen, der Kretzer lupft ein bissel das Gemüt und beschwingt die Glieder, sodaß aus dem bürgerlichsten Hagestolz ein diplomierter Pantomimentänzer werden kann.

Ein Stadtfrack, der an einem schönen Herbstsonntag sich aufgemacht hatte ins nächste Weindorf, ein stattlicher Herr, trank auch etwa zu viel. Hatte er sich erst den Bauernburschen freundlich angebiedert und gefürpfelt wie ihresgleichen, so fuhr ihm plötzlich der Hochmut in die Krone und er, der sonst eher maulfaul war, fing an zu politisieren. Er hatte das Unglück, anderer Meinung zu sein als die Dörfler, die ihn darob kurzerhand vor die Tür pflanzten und ihm drohten, wenn er wieder herein käme, würden sie ihn ungespitzt in den Boden schlagen. Der Städter tobte weiter und beschimpfte den des Weges daherkommenden Polizeidiener gröblich, weil er keine Ordnung halte im Dorf. Der packte aber beleidigt den Frechling am Kragen und sperrte ihn in den Ortsarrest, ein finsteres Lokal, wo er zur Besinnung kommen könne, wenn er wolle. Der Stadtfrack schimpfte noch eine Weile, bekam das heulende Elend und schlief zuletzt sanft ein auf der Pritsche, zusammengerollt wie ein Igel. Indessen trug sich auf der Straße eine seltsame Amtshandlung des Landschandarmen zu. Weinend und irres Zeug redend fand er eine Jungfer im Straßengraben, die, nachdem er ihr aufgeholfen hatte, kaum zu stehen vermochte.

Die Jungfer war mit einer Gesellschaft aufs Land gekommen. Man hatte ihr vorgemacht, der Kretzer tue nichts, aber auf einmal sei ihr gewesen wie im Traum, sie sei davongelaufen, habe sich nun verirrt, dazu sei auch noch die Handtasche samt Geld und der neue Regenschirm verloren gegangen. Der Schandarm, von heiliger, sittlicher Pflichterfüllung durchdrungen, griff die Obdachlose auf, führte sie in den Ort hinein und schob sie behutsam durch die Türe des Ortsarrestes mit den Worten: „In der Ecke dort hinten steht eine Pritsche, dort können sie ihren Rausch ausschlafen. Morgen reden wir weiter!"

Sprachs, drehte den Schlüssel im Schloß um und verschwand; denn er hatte jetzt Feierabend.

Die Jungfer schwankte in die bezeichnete Ecke.

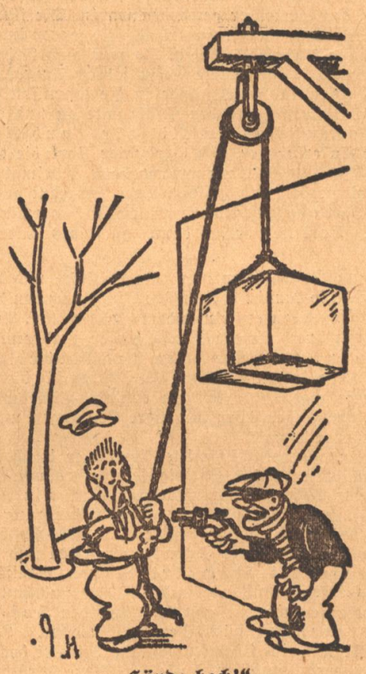
Es war stichdunkel im Raum.

Was dann geschah, bleibt ins Dunkel gehüllt.

Am nächsten Morgen, mit einem Kächele Suppe beladen, stolperte der Polizeidiener menschenfreundlich hinab in das Verließ. Aber siehe, sein Gesicht, als er ein Pärchen einträchtiglich auf der Pritsche hocken sah: „Ja — aber — ja aber — wie isch das möglich! He nai aber au!"

Und es kam alles heraus. Ein Glück, daß die beiden sich heiraten wollten — ehrbare Leute, als die sie sonst galten — es war ja nicht zu ermessen, was für ein Schlamassel dem Schandarm hätte aus dieser leichfertigen Gefangensetzung erwachsen können.

Lustiges Allerlei



„Hände hoch!"

*

Wenn die Liebe stirbt.

„Warum willst du eine Entfettungskur machen?"

„Damit der Bauch verschwindet, den ich mir bei meiner ehemaligen Braut, der Köchin, angefüttert hatte; ich will durch nichts mehr an das untreue Weib erinnert werden!"

Das Telephongespräch.

Chef: „Fräulein Smith, Sie haben jetzt zwanzig Minuten lang telephoniert!"

Fräulein Smith: „Es war ein geschäftliches Gespräch, Herr Direktor!"

Chef: „So, dann möchte ich Sie aber doch bitten, nächstens unsere Kunden nicht mit Liebling und süßer Schlingel anzureden!"

(Tit-Bits)

Die guten Freunde!

Fritz: „Ich komme zum Zahnziehen, Herr Doktor!"
Doktor: „Und was wollen die andern alle?"
Fritz: „Nun, zuhören Herr Doktor . . .!"

*

Ein Ueberheblicher.

Dichter: „Wie hoch stellt sich die Prämie für eine Lebensversicherung von 10 000 Pfund?"

Agent: „Fünfhundert Pfund pro Jahr!"

Dichter: „Und gewähren Sie bei Aussicht auf Unsterblichkeit keine Ermäßigung?"

(Arkansas Gazette)

Examen.

Professor: „Also was wissen Sie von den Gedärmen?"

Kandidat schweigt.

Professor: „Hm, man sollte doch glauben, daß Sie, wenn Sie zur Prüfung kommen, wenigstens die Gedärme im Kopf haben!"

Vorsorge.

Mister Brown: „Wie kam es, daß Sie Ihre Tochter Ihrem Kassierer zur Frau gegeben haben?"

Mister Wight: „Ich dachte, wenn er mal durchbrennt, hat deine Tochter wenigstens etwas davon!"

(Bulletin)

Kennst du deine Sippe?

Praktische Vorschläge zur Familien- und Ahnenforschung

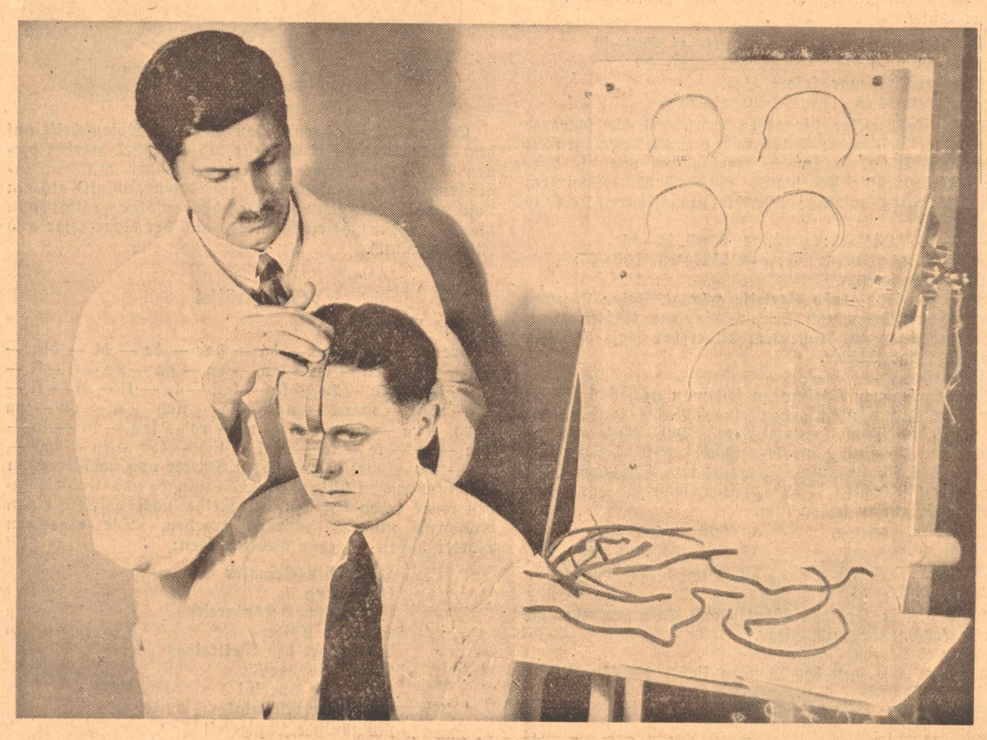
Heute ist für jeden Deutschen die Kenntnis seiner Vorfahren von größter Bedeutung geworden. Es geht dabei nicht bloß um die Aufstellung einer schablonenhaften Ahnentafel mit kalten Namen und Daten der Eltern und Großeltern für den Ariernachweis oder das Erbhofgesetz, sondern es gilt vergangenes Leben einzufangen und daraus den Blutstrom des gesamten deutschen Volkes zu erforschen, indem man die Sippe des einzelnen feststellt. Die Sippe ist die Zusammenfassung der Blutsverwandten der Ehegatten einschließlich der Eingeheirateten, während man unter Ahnen lediglich die direkten Vorfahren

Bilderstammbaum einer Familie durch drei Generationen um die Vererbung in der Physiognomie zu untersuchen.

versteht. Nachstehend ein Beispiel, das darlegt, wie der einzelne seine Sippe erkennen kann.

Friedrich Wernicke, Postbeamter, forscht nach seinen Ahnen und will seine Sippentafel zusammenstellen. Zwei Schranken sind ihm von vornherein gegeben. Die Forschung muß mit kleinen Geldmitteln durchgeführt werden und sein angestrengter Dienst erlaubt nur eine beschränkte Freizeit dafür. So müssen alle Hilfsmittel und Erleichterungen ausgenutzt werden, außerdem aber gehört auch Lust und Liebe zu dieser Arbeit.

Mit Leichtigkeit erhält er durch seine Eltern die ersten Urkunden und Daten, die er für alle weitere Benutzung auf kleine Karteikarten einträgt. Vater Bertold Wernicke gibt gleichzeitig mit seiner Frau Minna dazu nähere Auskünfte aus der Schulzeit, dem Berufsleben und aus persönlichem Erlebnis. Dieses trägt Friedrich zu seiner Datenkartei, um ihr durch die Schilderung äußerer Vorgänge und Beschreibung der Heimat und Lebensumstände seiner Eltern etwas Leben zu geben. Großvater Karl Wernicke starb 1895 in Angermünde. Großmutter Auguste 1927. Aber Vater Bertold hat schon den Hochzeitstag der Eltern vergessen. Also schreibt Friedrich Wernicke an das Standesamt nach Angermünde und bittet um den Trauschein seiner Großeltern. Er hat Glück. Das Standesamt war in dem Jahr, als seine Großeltern heirateten, 1875, gegründet worden. Auf der Abschrift der Heiratsurkunde stand aber nun gleichzeitig der Geburtsort und Tag seiner Großeltern. Ackerbauer Karl Wernicke stammte aus Friesack, dort 1842 geboren, und Großmutter Auguste geb. Weiland war aus Angermünde. Durch die Kirchenbücher stellte jetzt Friedrich Wernicke mit Leichtigkeit fest, daß die ganze Sippe Weiland in Angermünde über



Für das deutsche Volk gilt das Gebot einer Hochhaltung der nordischen Rasse. Diese allein ist es gewesen, die im letzten Jahrhundert alle Gebiete befruchtet hat. Im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem arbeiten die Wissenschaftler nach diesen Gesichtspunkten. Unsere Bilder zeigen zum ersten Male die neuesten Methoden der wissenschaftlichen Rassenforschung. Mit einem Bleiband wird die Schädel- und Nasenform aufgenommen.

Aufnahme: Wide World

140 Jahre als Bauerngeschlecht eingesessen war. Großes Interesse aber hatte er für den Grund, warum Großvater Karl Wernicke aus seiner Heimat nach Angermünde gekommen war. Doch fand sich hier durch einen Umweg die Lösung.

Bei der Feststellung seiner Urgroßeltern und deren Kinder in Friesack durch das dortige Pfarramt erfuhr er, daß alle erstgeborenen Wernickes seit 117 Jahren in Friesack Schmiedemeister geworden waren. Die jüngeren Geschwister waren ausgewandert oder sie waren ins Heer eingetreten als Berufssoldaten. So war auch Friedrichs Großvater Karl, der zweite Sohn seines Urgroßvaters Friedrich Karl, in Angermünde in die Garnison eingetreten. Dort fragte nun der Postbeamte an und erhielt nähere Auskunft aus den Militär- und Ranglisten. So erfuhr er, daß Großvater Karl die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht hatte, zweimal dabei verwundet worden und schließlich als Sergeant aus dem Heer in Ehren ausgeschieden war, um in Angermünde zu heiraten. Dort ließ er sich dann auch als Ackerbauer nieder.

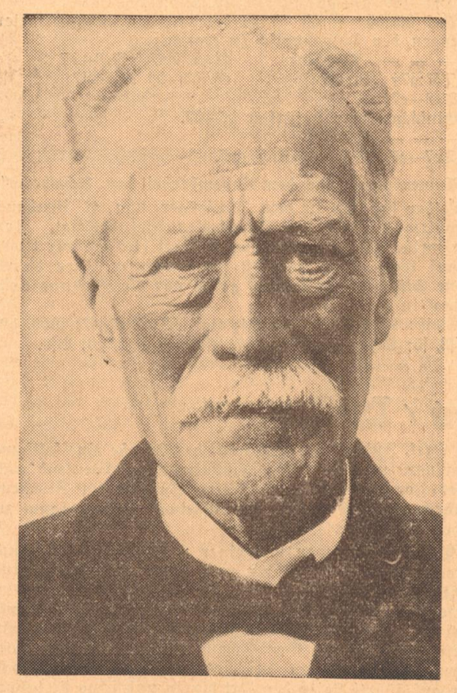
Wie dem Postbeamten hier die Militär- und Ranglisten halfen, so kam er bei der Forschung nach den Ahnen seiner Urgroßeltern auf ein anderes Hilfsmittel. Anscheinend waren durch Kriege Kirchenbücher verbrannt und die Urkunden hatten große Lücken. Da halfen die Zunft- und Gildenbücher weiter. Sie führten für die Handwerksberufe regelmäßig Mitgliederlisten. Viele wissenswerte Eintragungen über besondere Leistungen und Erfolge erfuhr er daraus.

Noch ein anderes Hilfsmittel konnte er durch Zufall ausnutzen. Ein Bruder, Ludwig, seines Großvaters war als jüngster Sohn des Schmiedemeisters nur in Friesack in den Geburtsakten und jede weitere Eintragung fehlte darauf. Durch eine Notiz forschte aber der Postbeamte weiter und fand in einer Schulmatrikel und später in der Universitätsmatrikel von Greifswald, daß sein Großonkel Ludwig studiert hatte und dann Beamter geworden war. Dann half ihm der Hof- und Staatskalender für Beamte weiter. Ludwig hatte wiederum eine Beamtentochter geheiratet, doch blieb die Ehe kinderlos und der Zweig der Sippe starb aus.

So hatte der „Sippenforscher" Friedrich Wernicke weit mehr als eine nüchterne Ahnentafel seiner väterlichen Sippe aufgestellt. Nun galt es zur weiteren Feststellung der Sippe seiner Mutter zu kommen. Hier ergeben sich häufig Schwierigkeiten durch die Mädchennamen, die auf späteren Urkunden nicht mehr genannt werden.

Seine Großeltern mütterlicherseits Hermann Gagel und Hedwig, geb. Böttcher, waren in Stettin gestorben. Die Familie Böttcher war sehr einfach festzustellen. Nach den Bürgerlisten der Stadt gab es seit 160 Jahren Böttchers in Stettin als eingesessene Bürger. Jeder Bürger, der den Bürgereid leistete, wurde in die Listen eingetragen. Böttchers waren zumeist Handelskaufleute gewesen. Da halfen Friedrich Wernicke bei der Forschung nach den Verhältnissen der Ahnen seiner Mutter die Steuer-, Erb- und Güterlisten der Stadt. Auf einmal gewann diese trockene Materie Leben. Er sah Aufstieg, Geld und Reichtum aus diesen Verzeichnissen. Einmal fand sich eine kurze Notiz: „Bei der Beschießung der Stadt wurde fast das gesamte Anwesen der Kaufleute Böttcher durch Brand vernichtet".

Darauf ging Friedrich Wernicke an die Forschung nach dem Großvater mütterlicherseits. Hermann Gagel war Bäckermeister gewesen. Er war zugewandert. Woher wußte niemand. Da entsann sich der Postbeamte, in einer alten Schublade eine Familienbibel zu haben, ein Erbstück seiner Mutter. Nach vielem Suchen unter wertlosem Gerümpel entdeckte er sie. Ein wichtiger



Die nordische Rasse im deutschen Volkstum

Unsere Bilder zeigen vier typische Vertreter der besten rassischen Grundelemente unseres Volkes

Preß-Photo

Fund! Vorne standen die Eintragungen der Ahnen Hermann Gagels. Für zwei Geschlechter. Damit versiegte auch diese Quelle.

Alles was der Postbeamte Friedrich Wernicke jetzt versuchte, ergab nichts Neues. Doch er gab es nicht auf

und schrieb nach Berlin an den Reichsverein für Wappen- und Sippenforschung und bat um die Vermittlung eines geprüften Sippenforschers. Hier sind alle fachkundigen Sippenforscher zusammengeschlossen.

Gleichzeitig erfuhr aber der Postbeamte Friedrich Wernicke, daß in Zukunft die Sippenforschung neue Erleichterungen bringt. Es werden Sippenkanzleien geschaffen, wo alle Kirchenbücher eines Kreises photokopiert werden. Kommt dann eine Anfrage eines Sippenforschers, so besteht die Möglichkeit, sofort eine Photokopie

der gewünschten Urkunde für 60 Pfg. bis zu einer Mark zu schicken. Später wird man dann auch Sippentafeln einführen. Die jetzigen Standesamtseintragungen ermöglichen es nur, Vorfahrentafeln aufzustellen, da für jede Urkunde eine besondere Seite genommen wird. In der Sippentafel werden auch bei Freizügigkeit der Familie durch Hinweise immer Vorfahren und Nachkommen festzustellen sein. Hier werden dann auch die gesundheitlichen Eintragungen stattfinden.

Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebahren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde...

Walther Rathenau (Jude)